

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 52.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Schluß.)

Curt zuckte die Achseln. „Ich mußte — wer kann zuletzt gegen seine Natur? Aber gib mir den Brief, dann laß mich allein; es wird mir sein, als hörte ich eine Stimme aus dem Grabe, eine ernste, feierliche und doch so süße Stimme!“

Der Maler willfahrte, nahm ein Licht und ging ins anstoßende Zimmer, die Thür sorgfältig hinter sich ins Schloß ziehend. Es dauerte lange, bis sie von Curt geöffnet ward und dieser mit weicher, ein wenig zitternder Stimme des Freundes Namen rief. Seine Augen waren feucht, aber er gab sich keine Mühe, diese Schwäche zu verbergen und reichte keinsich den Brief hin.

Er lautete:

„Mein lieber, theurer, ewig unvergeßlicher Freund! Ich bin wohl recht plötzlich von Dir gegangen, recht unerwartet, und Du ahntest wenig, daß, was Dir der Anfang eines neuen Lebens schien, für mich der bittere, trostlos harte Schluß war. Ich habe es vom ersten Tage an gewußt und tief gefühlt, daß ich Dein Weib nie werden durfte, sollten die Rosentetten nicht früher oder später zu ehernen Fesseln für Dich werden, und das durfte nicht sein. Du hast's nie einsehen wollen, und da mußte ich wohl gegen Deinen Willen thun, worein Du nie gewilligt hättest, — Dich von mir befreien. Nun ist der grausame Schnitt ins tiefste Leben vollzogen, und ich habe mich nicht an ihm verblutet, — Du hattest freilich dafür gesorgt, daß ich noch unter Thränen lächeln konnte und Dir im Geiste dankbar die Hand küßte, wie ich es — weißt Du das noch? — so oft gethan, wenn Deine Liebe und Dein Vertrauen mich so über alles menschliche Maß glücklich machten, wenn Deine lieben Augen wie Sterne strahlten und über Deine Lippen ein so übermüthig-stolzes Lächeln flog. Nun ist mir aber in meiner Einsamkeit eingefallen, daß Du doch vielleicht nach Gründen fragst, daß Dir meine hingeworfenen Abschiedszeiten nicht genügt haben, und so wollen wir denn Hand in Hand, wie gute Freunde und treue Kameraden, gut und verständlich uns aussprechen und meine Worte sollen Dir den letzten Rest von Bitterkeit aus der Seele nehmen.“

„Die Männer sollen es gern hören, wenn wir ihnen sagen, sie seien unsre erste und letzte Liebe, — ich kann Dir's wohl in voller Wahrhaftigkeit versichern, und wenn Dich einigermaßen trösten kann, so will ich gern schwören, daß nie wieder ein Männermund meine Lippen küssen wird, die Lippen, die Dein verzehrender Kuß geweiht. Ach, Curt, ich weiß nicht, ob andere Frauen so lieben, wie ich, — oft hat mir's scheinen wollen, als

sei es doch nicht so, wenn ich auch nicht begriff, wie man anders lieben könne. Ich habe immer eine so hohe Meinung von der Liebe gehabt, daß ich für kleine Tändeleien und Intriguen keinen Sinn hatte, ich sagte mir, das könne die Liebe nicht sein, und wartete geduldig die Stunde ab, in der meines Herzens Pochen mir sagen würde, nun stehe der Frühling der Seele vor der Thür und begehre Einlaß. Ich hatte mir kein bestimmtes Bild von dem Manne gemacht, den ich lieben sollte, — als Du kamst, da wußte ich auf einmal, wie der aussah, dem — ich gehörte und für den ich willig und lächelnd jeden Tropfen Herzblut hingeben würde, und dann war kein Halten, kein Widerstand mehr. Nie hat ein selbstsüchtiger Gedanke, nie hat ein unwahres Wort die Reinheit und Schönheit dieser Liebe befleckt und tausend, tausendmal habe ich mir gewünscht, in Deinen Armen zu sterben und einzuschlafen, wie ein müdes Kind. Aber das konnte nicht sein, — ich sollte die Reinheit und Tiefe dieser Liebe dadurch beweisen, daß ich die Kraft fand, Dir zu entsagen, und ich schrak auch vor diesem Härtesten nicht zurück, obwohl ich mir oft und oft in stiller Nacht die Hände wund gerungen habe, ohne den Schrei der Verzweiflung niederzukämpfen zu können. Mein eignes, glückseliges Herz und Deine Bitten und Thränen standen im Bunde, — kannst Du Dir vorstellen, was ich gelitten, bevor der Entschluß erkämpft war, mich aus Deinen Armen zu reißen und mich vor Dir zu verbergen — zu Deinem Heil?“

„Sieh, mein Freund, Du hast es nie gelten lassen, wenn ich von dem Altersunterschied zwischen uns sprach, und doch — die drei, vier Jahre machen gar viel aus. Zu der Zeit, in der Du erst in Deiner Manneskraft voller, reichster Blüte standest, war ich bereits ein verblühtes Weib, und auch geistig hatte ich nicht mit Dir Schritt gehalten, der Du rastlos vorwärts strebst, der Tag mußte kommen, an dem Du dessen inne wurdest und das Fazit der Rechnung nicht stimmend fandest. Mein Vater liebte Jean Paul, — ich habe nicht vergessen, daß ich ihm einmal — im ‚Titan‘ war's ja wohl — die Stelle vorzulesen hatte: ‚Ihr wißt nicht, welche Fegefeuerstunden man mit einem Herzen durchwatet, das voll ist, ohne zu füllen, neben welchem, nicht mit welchem man fühlt.‘ Der Wortlaut mag etwas abweichen — dem Sinne nach war's gewiß so und ich habe mir's gut gemerkt. Sieh, das hätte ich nicht ertragen, der Gedanke, Dich aus Deiner Karriere gerissen, Dich Deinen gesellschaftlichen Kreisen entfremdet, Dir das Wohlwollen Deines Dinkels entzogen zu haben, ohne

Dir auf die Dauer vollen Ersatz für all' Deine großmüthigen Opfer bieten zu können, hätte mich wahnsinnig gemacht oder mir den Dolch in die Hand gedrückt. Ich weiß ja, Curt, Du bist so gut und edel, wie vielleicht kein Mann weiter auf Erden; Du hättest es mich nicht fühlen lassen, es wäre Tag für Tag ein Gegenstand des Studiums für Dich gewesen, mich über den Zustand Deines Innern, über die Leere und — Reue Deines Herzens zu täuschen, Du hättest die Geduld und Sanftmuth eines Engels bewiesen, — aber ich hätte es doch gefühlt, und ich wäre das elendeste Weib auf Erden geworden, wie ich das glücklichste gewesen.

„Ob das alles richtig ist, unumstößlich richtig — ich bin zu bescheiden, das zu behaupten; aber alles, was ich vom Vater gelegentlich gehört, alles, was ich einsam geträumt und gesonnen, zwang mich und zwingt mich noch heute, so zu denken und so zu fühlen, und wäre ich Deiner schönen, idealen, schwärmerischen Liebe werth gewesen, wenn ich nicht den Muth und nicht die Kraft hätte, das süße Lied zur rechten Stunde in dunklen, weichen Tönen ausklingen zu lassen? Und die rechte Stunde war gekommen — es war die höchste Zeit geworden, daß ich für Dich starb und Dir die Freiheit des Handelns und der Entschliebung zurückgab. Ich gab in einer vornehmen Familie Unterricht im Fechtzick; dort kannte man die Dir zuge dachte Braut und sprach von ihr, ohne zu ahnen, daß ich Dich kannte — man behandelte die Verlobung wie eine vollzogene Thatfache und mit welchen Empfindungen mein Blick auf dem Bilde des reizenden, anmuthigen jungen Geschöpfes geruht hat, das Deine Frau werden sollte — Dein feinfühliges Herz, mein geliebter Freund, mag Dir's sagen. Man sagte mir sehr viel gutes und liebes von ihr, man rühmte ihren Verstand, ihr Bartgefühl, ihr edles Herz und ihre Talente, man warf die Frage auf, ob Du diesen Schatz auch verdientest. Ein paar Tage vor dem Nachtfest im Walde erfuhr ich, daß Dein Onkel, sein Waffenbruder und die Komtesse Valerie für die ersten Tage der nächsten Woche angemeldet seien — hast Du nun den Schlüssel zu allem, was die letzten Tage so seelenvoll und poetisch, so wehmüthig-lieulich — und so leidenschaftlich gemacht hat? Begreiffst Du nun, mein armer, theurer Freund, daß ich um jede Minute geizte, daß meine brennenden Lippen danach schmachteten, den letzten Becher, der ihnen gefüllt kredenzt ward, auch bis auf den letzten Tropfen zu leeren und daß ich halb willenlos, halb entschlossen, halb gezwungen, halb freiwillig, in ohnmächtiger Hingabe an mein Gefühl und in trotziger Verachtung der Welt und ihrer Satzungen Dir gab, was Du mir gewiß nie genommen hättest? Ich habe es wie im Rausch und im Traum gethan und doch bewußt — ich nehme die volle Verantwortung auf mich und wenn meine Lippen wieder gelächelt haben, seit sie Dir das „Lebewohl auf immerdar!“ zuflüsterten, so hat die Erinnerung an jene dunkelfelige Liebesnacht dieses Lächeln hervorgezaubert. Ich bereue nicht, Curt, und ich werde nicht bereuen; ich denke nicht schlechter von mir und bin heute noch stolz auf meine Liebe und auf alles, was ich aus reiner Liebe gethan. Laß mir den Glauben, daß auch Du durch alle Wechsel der Schicksale und alle kommenden Jahre in verschwiegener Seele mein Bild Dir aufbewahren wirst — verblichen, aber fleckenlos, wehmüthig-ernst, aber in unvergänglichem Reiz. Ich wäre zu Ende und kann doch kein Ende finden. Ach, mein geliebter Freund, wie viele Jahre der Zukunft, die so nebelgrau und freudlos vor mir liegt, gäbe ich für einen letzten Blick in Deine lieben Augen, für einen Druck Deiner Hand, für einen Kuß Deines rothen, heißen Mundes! Das Herz will mir zerspringen, wenn ich denke, daß ich Dich nie wiedersehen soll und wie eine zum Tode Verdammte stöhne ich hinaus in Wind und Nacht: Muß es denn sein? Aber jedesmal kommt dumpf und tonlos die Antwort zurück: „Es muß sein — unterwirf Dich!“ So sei es denn — ich laure im Geiste zum letzten male auf dem Fußbänkchen zu Deinen Füßen und schmiege den Kopf an Deine Knie, ich fühle Deine Finger zärtlich mit meinen gelösten Flechten spielen und ich küsse Deine kleine, weiße Rechte und meine warmen Thränen tropfen auf diese liebe Hand, die mir so oft liebkosend über den Scheitel glitt. Ich danke Dir inbrünstig für all die schöne, wunderbare, edle Liebe, die Du so verschwenderisch über mein armes, einsames Herz ausgegossen hast; ich danke Dir für sie, obgleich ich sie Dir ehrlich vergolten und mit Schmerzen und Thränen erkaufte habe, und wenn ich nicht eine halbe Heidin, wenn ich fromm wäre und beten könnte, so würde ich des Himmels besten, reichsten Segen herabflehen auf Dein Haupt. Du wirst noch glücklich werden, Curt, mein unerhörtes Opfer

wird nicht vergehlich sein; Du wirst auch wieder lieben, wenn auch vielleicht nicht wieder so, wie Du mich geliebt — willst Du dann in stillen Stunden des Alleinseins zuweilen mild und verfühnt, mit einem verklärten Rest alter Härlichkeit zurückdenken an die Verschollene, deren ganzes Wesen Liebe zu Dir war, treue schmerzreiche, aufopfernde Liebe, an Deine arme, einsame Leontine?“ —

Reinisch kam nur langsam vorwärts mit der eigenthümlichen Lektüre; als er geendet, gab er den Brief bewegt und schweigend zurück und Curt drückte die harten Lippen ehrfurchtsvoll auf die thränenverwüsteten Blätter. Dann ging er. Nach Hause? Wer weiß es?

\* \* \*

Es ist eine ziemlich zahlreiche und bunte Gesellschaft, die sich an einem Hochsommerabend an dem Landungsplatze einer kleinen Flotille von Flußrunderbooten zusammenfindet. Unsere jungen Freunde, die mit Curt in wahrer Herzlichkeit verkehren, sind vollzählig am Platze; auch Reinisch hat wieder einmal eine Einladung erhalten, wohl mit Rücksicht auf seinen „ritterlichen“ Freund. Ein ganzer Schwarm von Studenten sucht sich mit den Damen bekannt zu machen, bei deren Auswahl aber mehr auf ein gutes Herz, als auf Jugend und körperliche Vorzüge gesehen worden zu sein scheint; der imitirte Pariser in Zeugstiefeln mit Lacklederbesatz und der Herr Kapellmeister sind auch da. Zur bestimmten Zeit rollt auch die leichte zweispännige Equipage heran, in welcher Fräulein Walujeff mit Mutter und Bruder sich in die Mitte ihrer allzeit Getreuen begibt; sie sieht sehr wohl und heiter aus und hat für jeden ein verbindliches Wort, ein anmuthiges Lächeln. Mit einiger Mühe werden die Theilnehmer in fünf kleineren oder größeren Booten glücklich untergebracht und Tatjana hat es so einzurichten gewußt, daß sich Curt in ihrem Boot befindet.

Man hat die letzten Häuser der Stadt bald hinter sich und nur da und dort steht ein einsamer Angler am Ufer und blickt unverwandt und geduldig nach dem Kiel, der auf der Flut treibt; der Himmel ist bedeckt und still und immer stiller wird es ringsumher — nur das Schilf lispelt zuweilen und durch das Laub einzelner alter Espen geht leises, irres, geheimnißvolles Flüstern. Der Fluß beschreibt anfänglich eine Menge Krümmungen; plötzlich thut sich eine breite, gerade Wasserstraße auf, hoher, dichter Laubwald tritt bis hart an die Ufer heran und wirft seine Schatten über den Wasserspiegel und da und dort taucht Gebüsch die Spitzen seiner herabhängenden Zweige in die dunkle Flut. Man zieht die Ruder ein und hält eine Viertelstunde Rast; das Gespräch in allen Booten wird in dem Maße, als die Dämmerung niedersinkt, einsilbiger und leiser, und die Stille und Einsamkeit, die nur dann, wann das leise Rinnen und Plätschern der Wellen, der klagende Schrei der Rohrdommel im Schilf, ein gedämpfter Signalpfeiff oder der ferne Ruf eines Waldkäuzchens unterbricht, nimmt jedes Gemüth gefangen. Die und jene Dame hält die Hand in das Wasser und läßt sie von der lauen Welle liebkosen; da und dort hat sich ein Herr eine Cigarre angezündet, die wie ein Glühwürmchen durchs Dunkel leuchtet und in jedem Boote macht im silbernen Becher der duftende Rheinwein die Runde. Nach einer halben Stunde wird die breite Wasserstraße verlassen und man biegt in einen schmalen, vielfach gewundenen Seitenarm ein; es ist anfänglich so dunkel, daß man die Hand vor den Augen kaum sieht, denn die Kronen der Bäume zu beiden Seiten vereinen ihre Schatten und wirres, üppiges Unterholz überhängt das enge, verschifste Bett. Aber da geht der Mond auf und die zweifelhafte matte Beleuchtung, welche er über die malerischverwachsene Bildniß ausgießt, wird mit einem „Ach!“ der Bewunderung begrüßt; alle Umrisse bleiben verschwommen und alles nimmt seltsam phantastische Formen an. Zwanzig mal scheint es, als müsse die Fahrstraße im nächsten Moment ein Ende haben; man muß das Gezweig des Buschwerks mit den Rüdern zur Seite drücken, aber dann blickt auch im Mondlicht wieder ein Wasserstreifen auf, und mit langsamen Ruder schlägen dringen die Boote weiter und weiter vor in den stillen Winkel, der eigentlich nur den Fischern bekannt ist. Und dann ist man am Ende des Waldes — hüben und drüben breiten sich Wiesen aus, über denen bereits dünner weißer Nebeldunst lagert und die Boote wenden an einer etwas breiteren Stelle und legen am Ufer des Seitenarms, nicht weit von der Vereinigung desselben mit dem Fluß, vorsichtig an. Hier bietet sich ein prächtiger begrasteter Lagerplatz unter alten Rüstern; der Wald ist in

viereckigen Ausschnitt gelichtet und erst jenseits desselben beginnt wieder dichtes Nadelholz. Und nun beginnt ein reges Leben; farbige Papierlaternen werden an den untersten Zweigen der Bäume befestigt, Plaids und Reisdecken werden auf dem Boden ausgebreitet und man lagert nach Laune bunt und malerisch durcheinander. Tatjana hat für alles gesorgt und aus großen Körben kommen alle Bestandtheile eines opulenten Picknicks zum Vorschein und werden auf Servietten ausgebreitet. Tatjana ist so freundlich, zu bemerken, daß Curt ihr gegenüber sehr unbequem sitze, und sie fordert ihn auf, an ihre Seite zu kommen und den Kopf ohne Umstände auf ihr Knie zu legen, wie das ihr Bruder bei seiner Mutter thue. Hat Curt Mitleid mit der Eifersucht der andern oder ist überhaupt die Vertraulichkeit nicht nach seinem Sinn? Er lehnt dankend ab, aber dieser Dank — klingt er nicht ein wenig spöttisch? Tatjana scheint es zu finden — sie zuckt unmutig die Achseln, wirft die Lippen auf und wendet sich an Wendt, der am Stamm eines Baumes lehnt und einem Fasanenflügel alle Ehre angebeihen läßt, mit der Frage:

„Ist das nicht eine hübsche Einweihung der neuen Wasserpartieepoche? O, wir werden bis zum Herbst noch oft fahren, wenigstens einmal jede Woche!“

Die Antwort ist artig, aber — niederschlagend: „Ich fürchte, es wird mir nicht vergönnt sein, gnädiges Fräulein, an diesen Wasserfahrten theilzunehmen, denn ich fange eben an, mich auf mein zweites Examen vorzubereiten und da heißt es jede freie Stunde zusammenzunehmen und fleißig zu sein — oxsen nennt das der deutsche Student, oxsen oder büßeln!“

„Nun, dann nach Ueberwindung dieses wichtigen Examens, das Ihnen ja sehr am Herzen zu liegen scheint,“ erwiderte das schöne Mädchen, ihr Glas an die Lippen führend. „Sie haben schließlich auch weniger Empfänglichkeit für den poetischen Reiz solcher Fahrten, als Herr Born, der sie nach ihrem vollen Werthe zu würdigen weiß.“

Born verbeugt sich dankend, stößt aber dann heraus:

„Auch ich werde leider verzichten müssen, da ich nur noch wenige Tage hier bin; man hat mich als literarisch-dramaturgischer Beirath an die Bühne meiner Vaterstadt berufen und ich muß schon Ende dieses Monats in der Heimat sein, nach der es mich zu oft gezogen hat, als daß mir diese Wendung nicht willkommen sein müßte!“

Tatjana sieht betroffen auf — soll die Fahrensflucht unter ihrem Verehrern noch weiter um sich greifen? Es klingt aber doch ziemlich übermütig und nur wie ein Scherz, als sie sich zu Lindner wendend, fragt:

„Da gehen Sie schließlich auch noch Ihrer Wege, Herr Lindner?“

Der Angeredete spießt eben mit der Gabel ein Butterbrod an und erwidert:

„Obgleich ich kein Bühnenschriftsteller bin und meine einzige literarische Sünde ein Triumphgesang der Mäuse auf den Tod eines alten Uhus ist — ja, ich gehe auch fort, um eine Stellung in einer chemischen Fabrik einzunehmen, die eine von mir erfundene Farbe herstellen wird.“

„Und übers Jahr heiratet man, nicht wahr?“ Das klingt entschieden spitzig und beinahe feindselig, aber Lindner erwiderte trocken und mit naivster Unbefangenheit:

„Das kann wohl so kommen — wer möchte denn ein alter Junggesell werden? Dazu taue ich nicht.“

„Ich muß sagen, die Herren haben sich während meiner kurzen Abwesenheit allerlei Ueberraschungen präparirt — das geht ja alles im Galopp und nun fehlte bloß noch, daß mir jemand seine in der Zwischenzeit erfolgte Verlobung anzeigte, etwa — Herr Reimisch.“

Der Maler, der eben mit Curt anstößt, erwidert launig:

„D nein, gnädiges Fräulein, Sie trauen mir altem Knaben da mehr Leichtsin zu, als ich mir bewahrt habe. Aber ich bewundere Ihre divinatorische Gabe — es ist wirklich ein glücklicher Bräutigam unter uns —“

„Der sich dieser Tage die Freiheit nehmen wird, Ihnen seine Braut vorzustellen,“ ergänzt Arvenberg mit einer Verbeugung. „Meine Braut wird sich sehr freuen, Sie, gnädiges Fräulein, kennen zu lassen.“

„Auch Sie also haben sich verloben lassen — ah! das ist nicht schön von Ihnen! Wissen Sie, daß ich diese von den beiderseitigen verehrten Eltern ins Meine gebrachten Heiraten, bei denen man die jungen Leute kaum fragt, gründlich verabscheue? Freilich, bei Ihrem Volke hat das dumme Herz nie etwas drein-

zureden gehabt, wenn der kalte, nüchterne Verstand seine Beschlüsse fakte!“ erwidert Tatjana nicht ohne Bitterkeit.

„Sie irren, gnädiges Fräulein,“ gab Arvenberg zurück, „so liegen die Dinge keineswegs, denn Kopf und Herz haben sich in meinem Falle prachtwoll vertragen. Diesmal sind eine Jüdin und ein Jude aus wahrer Hergensneigung einig geworden, ohne daß die Aeltern davon eine Ahnung hatten, und die letzteren haben die bereits mit Hand und Mund besiegelte Verbindung eben nur zu sanktioniren gehabt.“

Diese Erklärung wurde bei aller Verbindlichkeit in so ernstem Tone abgegeben, daß Tatjana den Sprecher betroffen ansieht. Sie hatte gleich am ersten Abend eine große Vorliebe für ihn gefaßt, sein feines, etwas sarkastisches und ironisches Lächeln hatte ihr zugesagt und sie war ungewöhnlich freundlich gegen ihn gewesen. Gerade ihn glaubte sie gefesselt zu haben, und daß er nun aus purer Neigung eine Verbindung eingeht, daß es ihr und all ihrer verheißungsvollen Liebenswürdigkeit nicht gelungen ist, diese Neigung im Keime zu zerstören, ist eine solche Demüthigung für ihren Stolz, daß sie sich förmlich gekränkt fühlt und Arvenbergs Erklärung nur mit einem Achselzucken beantwortet.

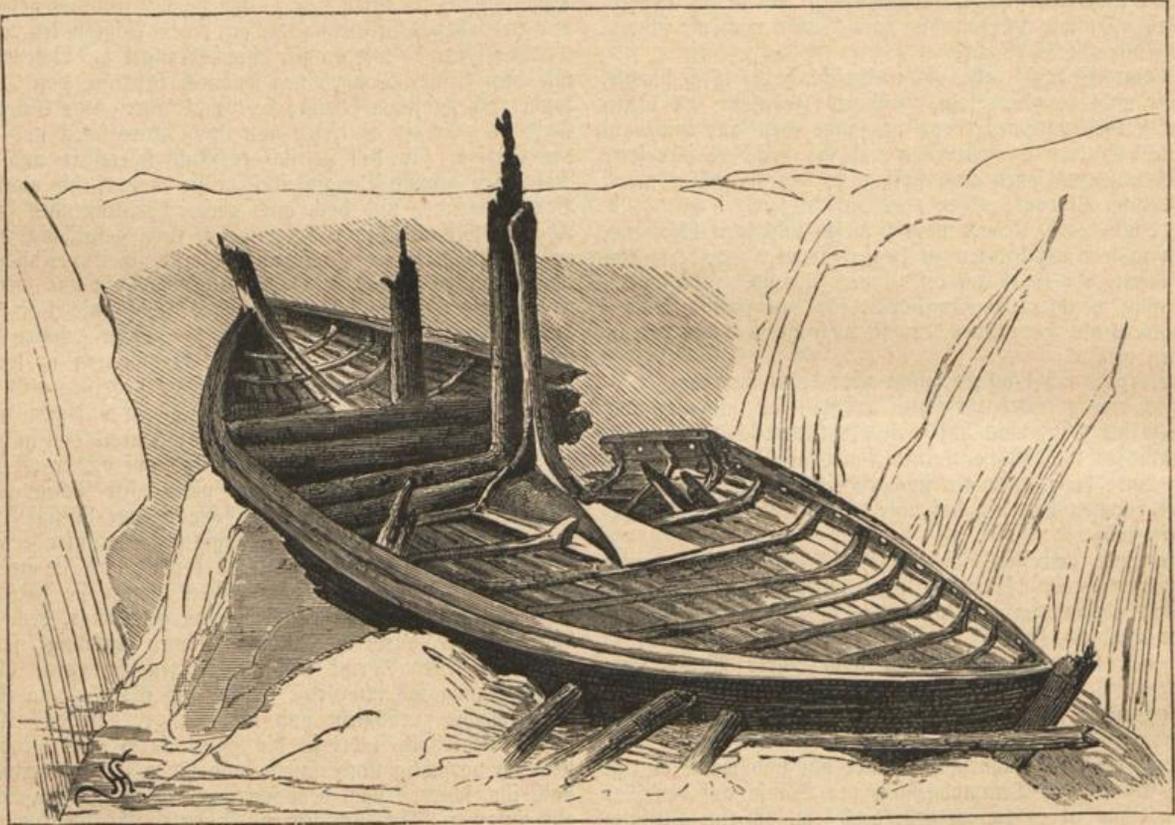
Die Freunde werden für ihren Mangel an Wesensähnlichkeit mit dem Ritter Toggenburg dadurch bestraft, daß Tatjana sie kaum noch zu sehen scheint; sie wendet ihre ganze Aufmerksamkeit Curt zu. Er ist der letzte von ihren Cavalieren und obendrein der einzige, für den sie sich ernstlich interessirt und in dessen Nähe eine gewisse Bangigkeit über sie kommt, die etwas seltsam Beunruhigendes und doch auch wieder Wohlthuendes für sie hat. Aber es will nicht so recht gelingen, Curt geprächig zu machen; er ist allmählich in träumerische Zerstretheit verfallen, lauscht immer wieder hinaus in die schweigende Nacht und wirft ab und zu mit einer raschen Bewegung des Kopfs die kleine schwarzbraune Locke zurück, die ihm in die Stirn gefallen ist; seine Gedanken sind sicherlich auf einer Wanderung in weit zurückliegende Zeiten und an entlegene Orte begriffen und jedenfalls haben sie recht sehr wenig mit dem schönen Mädchen zu schaffen, das anfängt, allmählich einen sanften, bittenden Ton in die Fragen zu legen, welche sie an ihn richtet und auf die er oft nur durch ein zerstreutes Lächeln Antwort gibt. In Tatjanas ganzem Wesen liegt eine gewisse weiche, schwächende Lässigkeit; sie weiß es so einzurichten, daß ihre langsam niedersinkende Hand wie zufällig auf die Curts zu liegen kommt und sie jubelt innerlich auf, als diese Hand ruhig liegen bleibt; sie hat aber doch zu früh im Vorgefühl des Triumphs geschwelgt, denn statt daß Curts Finger, durch ihr Entgegenkommen ermutigt, sich zu verstopfenem festem Druck um die ihrigen schließen, bleibt seine Hand regungslos im Grase liegen und als Tatjana ihre kleine, heiße Rechte zurückzieht und nach einiger Zeit das kleine Manöver wiederholt, findet sie die Hand Curts nicht mehr vor, wie sie auch vorsichtig umhertastet, und Curt blickt unverwandt nicht nach ihr, sondern nach dem schwarzen Wasserspiegel, in welchem ein einsamer Stern sich zitternd spiegelt. Es überkommt sie wie eine Regung wilder Leidenschaftlichkeit; soll sie ihre Arme um den Nacken des Unempfindlichen schlingen und ihn vor allen Leuten auf Stirn und Scheitel, auf Mund und Wangen und Augen küssen, bis er selber warm und zärtlich wird und mit heißen Lippen ihren Namen flüstert, oder soll sie aufspringen und zornig mit dem Fuße stampfen und ihm zurufen: „Deutscher Tölpel!“ Da — was ist das? Von der breiten Wasserschraube herüber kommt durch die nächtliche Stille Gesang von Frauenstimmen; vielleicht singen sie garnicht so besonders gut, aber in todtstiller Mitternacht im Walde, auf dem Wasser, bei feuchter Luft klingt ein nur erträglich gesungenes Lied schon ergreifend.

Das stimmungsvolle Lied erscheint der Ungeduld der siegewöhnten Russin als ein vom Zufall gesandter Bundesgenosse gegen Curt; sie macht ihn durch eine Handbewegung auf den zarten Gesang aufmerksam, der übers Wasser und durch den Wald seinen Weg zu ihm sucht. Und die Rechnung scheint zu stimmen; Curt nickt ihr dankend zu, stützt den Kopf in die Hand und lauscht auf die lieblich-wehmüthige Weise. Das Lied verstummt, — nur der schwache Hauch des Nachwinds geht wieder flüsternd durch die Zweige, und schon will sich Curt abwenden, da zuckt er plötzlich zusammen, denn jetzt erklingt klar und voll und ergreifend eine Frauenstimme, eine Stimme, die er bis an sein Lebensende nicht vergessen wird, und sie singt die gramsschwere polnische Todtenklage, die er nur einmal, die er nur von einer gehört:

„Es fallen die Blätter vom Baume, die langsam entsprossen sind; hinter den Scheuern singen die kleinen Herbstvögel. . .“

Reinisch, der ebenfalls stutzt und befremdet aufhorcht, sieht seinen Freund tödtlich erbleichen, — sie blicken einander an und einer liest in des andern Blick dieselbe Frage: „Leontine — hier?“ Curt legt die Hand vor die Augen und lauscht mit verhaltenem Athem wie verzaubert hinüber; als die Sängerin verstummt und Tatjana sich zu ihm niederbeugt und schmeichelnd sagt: „Das war ja polnisch? Aber es war ein schönes Lied und es lag Seele in dem Gesang!“ erwiderte er hastig und wie abwesend: „Das schönste, das ich kenne!“ und springt auf, als sei ihm seine Lage bis zur Unleidlichkeit unbequem geworden. Er wendet sich zum Maler, der ebenfalls aufgesprungen ist, zieht ihn auf die Seite, flüstert ihm in fliegender Hast zu: „Sie war es — kein Zweifel — ich muß fort!“ und tritt ins Gebüsch. Da liegt unter überhängenden Weiden, im tiefsten Schatten und kaum kenntlich, das kleine Boot, das er ruderte, während Tatjana am Steuer saß; leise löst er die Kette, springt mit dem ganzen Ansturm der Sehnsucht hinab ins Boot, und das laute Gelächter, mit welchem die Gesellschaft eine witzige Bemerkung Tatjanas be-

gleitet, verschlingt das schwache Geräusch der Ruderschläge, mit dem er die Ruchschale vorwärts treibt. Bis zur Einmündung in den Hauptarm muß er seine Ungebuld zügeln; ein niederhängender Zweig reißt ihm den leichten Sommerhut vom Kopfe — er achtet es nicht und nimmt sich nicht die Mühe, ihn aufzufischen. Dann ist er im breiten Fahrwasser, und nun schießt das Boot so hastig dahin, daß die Welle rauschend am Kiel aufschäumt; es ist alles dunkel auf der Wasserstraße zwischen den bewaldeten Ufern, und kein Laut ist zu vernehmen, keine Laterne wirft vor oder hinter ihm ihren hellen Lichtstreif auf die Flut und Curt fragt sich erschrocken, ob das Boot, welches er sucht, nicht vielleicht, statt auf der Rückfahrt nach der Stadt, auf der Fahrt nach einem noch weiter hinaus am Flusse liegenden Dorfe begriffen war, und ob es ihm, wenn er der Gesellschaft nach dieser Richtung nachsetzte, auch gelingen würde, sie noch unterhalb des Landungsplatzes einzuholen; wo sollte er sie, wenn man bereits ausgestiegen war, in dem großen Dorfe suchen? Und wenn sie nun doch auf der Heimfahrt sind, wenn er bei Aufgeben der Verfolgung grade



Das bei Sandefjord in Norwegen ausgegrabene Wikingschiff. (Seite 636.)

die verkehrte Richtung einschlägt? Kalte Schweißperlen treten ihm auf die Stirn; von den beiden Rudern, die er eingezogen hat, rieselt und tropft das Wasser und seine Augen suchen vergebens die Dunkelheit zu durchdringen, denn der Mond hat sich längst wieder in Wolken und Dunst geborgen. Da plötzlich flammt es in geringer Entfernung blendend auf, und mit einem Zauberschlag erstrahlen Fluß und Ufer in grünem, magischen Lichte; es ist mit einemmale so hell, daß man die Blätter an den Bäumen zählen könnte, und in dem Boot, auf dessen Stirn man eben das Grünfeuer entzündet hat, ist jedes einzelne Gesicht genau zu erkennen; es ist ein großes Boot, voller Herren in Hemdärmeln und Damen in hellen Sommerkleidern, — nur eine hohe, schlank weibliche Gestalt in dunklem Gewand ist zu unterscheiden, und er glaubt sie zu erkennen. Das Herz schlägt ihm bis herauf an den Hals, aber die Gestalt kehrt ihm grade den Rücken zu, und ehe sie sich gewendet, ehe sie ihm den entscheidenden Blick in ihr Gesicht gestattet, verschwindet das grüne Licht und noch tieferes Dunkel als vorher verschlingt das Boot. Dasselbe fährt aber nicht weiter, er würde ja sonst den Ruder Schlag hören; ab und zu erreichen ein paar gedämpfte Worte, ein Ausruf des Entzückens über die prachtvolle Nacht sein angstvoll lauschendes Ohr, und so vergehen qualvolle Minuten, bis es plötzlich drüben wieder aufflammt und Flut und Ufer und Wald

mit purpurnem Schein übergießt. Und diesmal hat er Leontine erkannt; sie steht im Boot, einen Epheukranz im Haar, schön wie einst, nur ernster und frauenhafter, und ein Aufschrei will sich Curts Brust entringen; aber mit übermenschlicher Anstrengung unterdrückt er ihn, — er muß ja alles vermeiden, was auf ihn aufmerksam machen, was Leontine vielleicht zu neuer Flucht vor ihm bestimmen könnte, und als die rothe Helle versunken ist und das große Boot, jetzt mit einer Laterne versehen, seine Heimfahrt fortsetzt, überholt er dasselbe, indem er sich hart am entgegengesetzten Ufer hält; er schlüpft unbemerkt vorüber und geht vom Landungsplatz aus am Ufer dem großen Boot entgegen, das langsam und vorsichtig die niedrigen Brücken der Vorstadt passirt. Man vernimmt bei der tiefen Stille jedes Wort, das im Boote gesprochen wird, aber die Stimme Leontines läßt sich nicht vernehmen; schweigend und in sich versunken, die Hände im Schoße lässig gefaltet, sitzt sie allein am Stern, und die Laterne wirft zuweilen ein helles Streiflicht auf das schöne, vornehme, nachdenkliche Gesicht. Als die Gesellschaft ausgestiegen ist und in kleinen Gruppen den Heimweg antritt, folgt Curt vorsichtig in angemessener Entfernung und erst, als die Hausthür hinter Leontine und der Familie, deren Gast sie zu sein scheint, ins Schloß gefallen ist, erst als er über den Namen der Straße und die Nummer des Hauses sich Gewißheit verschafft hat, tritt er langsam, zögernd



Die Leichenkaravane. (Seite 636.)

und ungeschlüssig den Heimweg an, — ihm ist beinahe, als sollte er, um ganz sicher zu gehen, bis zum Morgen vor dem Hause Wache halten. —

Am Abend des Tages, der dieser ereignißvollen Wasserpartie folgte, haben sich die Freunde mit Ausnahme Curts bei Reiniß versammelt und man scherzt über Tatjana, die es so wenig verstanden hatte, ihren Aergers zu verbergen und die von einem wahren Fieber von Ungeduld ergriffen worden war, als Curts Verschwinden bemerkt wurde und der arglistige Reiniß konstatierte, daß auch das kleine Boot fort sei, er also nur annehmen könne, daß Curt sich aus irgendeiner Laune für eine der Sängerrinnen interessiert und versucht habe, etwas Näheres über dieselbe in Erfahrung zu bringen. Sie hatte nur wegwerfend die Achseln gezuckt, aber sie hatte doch die Zähne tief in die Unterlippe gedrückt, war wortfarg, mißmüthig und bitter geworden und hatte keine Ruhe mehr gehabt; man war zeitiger, als ursprünglich beabsichtigt, wieder aufgebrochen. Die Auskunft darüber, weshalb Curt so plötzlich und verstoßen aufgebrochen sei, verweigert der Maler, aber er befindet sich unverkennbar in froher Aufregung und Spannung. Man will eben zu lesen beginnen, als es an die Thür klopf und — Curt in Begleitung einer Dame und eines etwa fünfjährigen bildhübschen Knaben eintritt, der sich zärtlich an ihn anlehnt. „Meine Braut, Fräulein Leontine Lux,“ stellt er vor, „und hier mein Junge Johannes, von dessen Existenz ich alle die Zeit her nicht die leiseste Ahnung gehabt habe. Reiniß hat mir gebeichtet, daß er die verzeihliche Indiskretion begangen habe, euch meine Geschichte zu erzählen. Diese Geschichte erhält also jetzt einen versöhnlichen Schlusssatz. Gestern Nacht, als wir im Walde lagerten und Fräulein Tatjana grade ihr bestes that, mich zu fangen, hörte ich die Verlorene plötzlich singen, setzte ihr nach, holte sie ein, ermittelte ihre Wohnung und begab mich heute früh zu ihr, mit dem festen Vorsatz, ohne ihr Jawort nicht wieder von dannen zu gehen. Auf der Treppe kommt mir der kleine Wildfang da in den Weg; er hatte einen japanischen Bogen mit leichten Rohrpeilen in der Hand und wollte ihn im Hofe probiren. Der Anblick des kleinen Kerls gab mir förmlich einen Schlag aufs Herz; ich glaube, niemand, der uns nebeneinander sieht, kann auch nur einen Moment über unsere blutsverwandtschaftlichen Beziehungen zu einander in Zweifel sein. Ich fragte ihn, ob in diesem Hause ein Fräulein Lux wohne, und da sagte er in denselben Accenten, die ich so oft von seiner eigensinnigen Mama gehört, in halb lustigem, halb wichtigen Tone: „Ach, der Herr will zu Mama?“ Ich hielt ihn nun auf, plauderte mit ihm und

bestimmte ihn, mit dem Probiren seines Bogens noch eine halbe Stunde zu warten und mich zu seiner Mutter zu führen. Er stürmte dann hinein und meldete jubelnd: „Mama, da ist ein Herr, der mir ein kleines, milchweißes Pferdchen mit blauem Sattel schenken will; er will dich besuchen!“ Und dann kam er wieder zu mir gelaufen und ich nahm ihn bei der Hand, und so traten wir vereint vor seine Mutter, die mit einem Aufschrei emporfuhr und halb ohnmächtig in meine Arme sank. Unter Lachen und Weinen hat sie mir dann erzählt, daß sie kurz vor der prager Katastrophe von einer Verwandten noch ein paar tausend Gulden geerbt hatte und sich nach ihrer Flucht in einem kleinen Provinzialstädtchen in der preussischen Lausitz niederließ, wo ich sie gewiß nicht gesucht hätte. Hier weilte sie seit einigen Wochen auf Besuch und wird nicht wieder in ihre freigewählte Verbannung zurückkehren, denn als sie erfuhr, daß ich, statt mich über ihren Verlust zu trösten und die kleine hübsche Comtesse zu heiraten, grade das gethan habe, was sie verhindern wollte, daß ich den Soldatenrock ausgezogen und meine Karriere aufgegeben habe, um mich ruhelos und unbefriedigt bei Indianern und Türken herumzuschlagen, und daß mich in diesen sechs Jahren keine Frau in die Versuchung gebracht hat, ihr untreu zu werden, da fiel das schöne Kartenhaus der heroischen Entfagung in nichts zusammen, und es hätte der Frage, ob sie ein Recht habe, unfremd Buben den Vater vorzuenthalten, nicht bedurft. Ihre große, schöne, edle Seele hatte es gut gemeint und unter unerhörten Schmerzen die eigne Liebe ans Kreuz geschlagen, und nun muß sie selber bekennen, daß sie damit nichts erreicht hat, als — sechs Jahre des Glücks, des in und für einander Lebens aus der Geschichte unsres Daseins auf Erden zu streichen, und mich wundert nur, daß ich es nicht fertig bringe, ihr deshalb ernstlich böse zu sein, und nur heilfroh bin, sie wiedergefunden zu haben.“

Der Maler, der mit leuchtenden Augen das schöne Paar maß, fragt, mit seiner Bewegung kämpfend:

„Nicht wahr, Fräulein Lux, es ist ein gewagtes Unternehmen, wenn eine Frau für den Geliebten Schicksal spielen will, statt ihm zu vertrauen und sich seiner Führung zu überlassen? Es kommt nichts dabei heraus, als Kummer und Herzeleid.“

Leontine nickt erröthend, und birgt ihr schönes, noch immer jugendliches Gesicht an der Brust Curts, der seine Hand schmeichelnd über die dunkle Haarfülle gleiten läßt. Wendt aber ruft:

„Wann ich mich verloben werde, das wissen nur die ewigen Götter, — so mögen sie denn heute springen, die sechs Markobrunnen im Keller, denn bei einem bessern Anlaß können sie doch nicht getrunken werden!“

## Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Schluß.)

„Ja, wer hätte das gedacht,“ sagte ein alter Mann an Elisabeths Seite. — „Aber so geht es! Es kommt immer anders, wie man denkt.“ — Dabei blinzelte er mit dem einen Auge und betrachtete heimlich Morgenroth, der noch immer nicht mit seinem ersten Zwieback zu Ende war; dem es vor den Augen schwirrte und flimmerte und der mit jedem Augenblicke unruhiger wurde und nach der Uhr blickte. — „Der Tag ist heute sehr heiß,“ sagte zur Belebung der Unterhaltung Marianne's Vater. — „Es ist mir so, als ob wir noch ein Gewitter bekommen. Dadrüben steigt es schon langsam grau und schwarz heraus. Morgenroth sah von neuem nach der Uhr. Es war 2 Uhr; um 6 Uhr fuhr der Eisenbahnzug von L. zurück. — Fort, fort, fort,“ so rief eine Stimme in ihm. Fort, du sitzt als Unglücklicher und Betrübter allein unter Glücklichen und Fröhlichen! Was hast du hier zu suchen? — Dir gehört nichts als das Gefühl deiner Verlassenheit, das Gefühl deines Opfermuthes. Hinaus! Hinaus! — Denn Verbrechen ist es, der Geliebten zu begegnen, Verbrechen der Gedanke, dich an ihrem Anblicke zu weiden, ihre Ohren mit deinen Reden zu füllen, Verbrechen, sie in dein eigenes Unglück durch wehmüthige Blicke und melancholisch gesprochene Worte hinabzuzerren. Schauspieler, der du bist! — Heuchler du, der du mit deinem Jammer auf den Markt gehst, damit du prahlen und dich bewundern zu lassen. Fort! Fort! — — — Ohne daß es jemand auffällig geworden wäre, verließ er das Zimmer. — — — Zu seinen Ohren gelten noch

immer die lauten und fröhlichen Stimmen von Marianne's Verwandten, als er schon draußen vor dem Dorfe war; — vor seinem Auge stand Elisabeths Bild — ihre großen Augen suchten in sein Herz einzudringen — sein Herz zu zerstechen! Und wenn sie ihm nicht zugeneigt ist, wenn sie ihn selbst nicht einmal freundschaftlich liebt? — rief er laut hinaus in die Landschaft. Er sah nicht, was um ihn herum vorging, er hörte nichts, — er lief, wie von Hunden gehegt! — — — Zuweilen blieb er stehen. — Dann sprach er aufgeregt mit sich und klagte sich als einen Verbrecher an. Das hättest du nicht thun sollen, sie öffentlich als Braut zu bezeichnen, du hättest sie gehen lassen, ihren Weg sich selbst suchen lassen! Sünder, dreimal Sünder, der du bist! — Und er lief, daß der Schweiß aus allen Poren rann. — Er schlug den nächsten Weg über Felder und Wiesen ein. — Die Landleute, die besorgt ob des Gewitters zum Himmel empor schauten, sahen den Fremden. Sie riefen ihm zu. Aber er hörte nichts. Schon schlugen ihm schwere Regentropfen ins Gesicht. Er lachte laut auf. „So recht, der Himmel gibt zu meiner Flucht sein Konzert. Himmlisch! Köstlich!“ — — — Und er rann weiter, stolpernd über Erdschollen und tiefend vor Rässe. Der Regen goß in Strömen hernieder. — Einen Landmann, der sich unter einen Baum geflüchtet und sich mit einem Sack vor dem Regen geschützt hatte, fragte er nach dem Wege. Er hatte sich verlaufen. Er war eine halbe Stunde Wegs zu weit nach rechts gegangen. Der Mann schaute verwundert den erhitzten, dampfenden und

aufgeregten Morgenroth an. Er schüttelte mit dem Kopfe und glaubte in ihm einen Irren zu sehen! — „Ich komme von Baumberg. Muß um 6 Uhr in L. sein,“ hatte er gesagt. — „Und wann gingen Sie von Baumberg fort?“ — „Um 1/25 Uhr,“ gab er mechanisch zurück. Dann kommen Sie zu spät. Es ist eben 1/6 Uhr.“ Statt jeder Antwort lachte er laut auf, blickte zu den Wolken, die gewitterschwanger über seinem Haupte hingen und eilte weiter.

Blick auf Blick zuckte hernieder; Donner auf Donner durchtönte die Flur — dann regnete es in Strömen! — Das alles kümmerte den auf das äußerste erregten Morgenroth nicht. — Er wuschte sich mit dem schon nassen Taschentuche den Regen aus dem Gesichte, knöpfte seinen Rockfragen hoch und setzte seine Hetzjagd fort. Die Stimme des Drkans begleitete er mit seinen Monologen und oft unterbrach er sich mit dem Ausrufe: „Alles verloren, alles verloren!“ —

Fünf Minuten vor 6 Uhr kam er in L. an. Gleich darauf brauste der Zug heran. Ein jeder blickte verwundert auf den Erhigten und Sinnzerstörten. Der Zugführer erbarmte sich seiner. Er geleitete ihn mitleidig zu einem gutverschließbaren Coupé. „Woher kommen Sie?“ fragte er ihn. — „Zu Fuß von Baumberg,“ antwortete Morgenroth. — „Zu welcher Zeit?“ — „Ich weiß nicht. Doch — in 1/4 Stunden, mein Herr.“ — „Alle Teufel, so schnell fährt ja kaum ein Wagen!“ Damit schloß der Führer die Thür und verpflichtete den Kondukteur für das Wohl des sonderbaren Insassen. — Aber es geschah diesem nichts. Er fand glücklich seine Wohnung, zur großen Verwunderung der Wirthin, die ihn zur schnellen Entkleidung und zum sofortigen Schlafengehen zwang. Er zitterte am ganzen Leibe. Den Thee nahm er mit gierigen Zügen ein. „Nicht wahr, Sie sorgen für mich?“ hatte er leise geflüstert. — „Gewiß, theurer Herr Morgenroth,“ erwiderte die Wirthin; „ich werde während der Nacht nach Ihnen sehen.“ Dann schlief er ein. — Während der Nacht sah die Frau an Morgenroths Bett. Sie fühlte dann und wann nach seinem Puls und schüttelte immer bedenkllicher mit dem Kopfe. Am Morgen mußte man einen Arzt holen. „Nervenfieber und wer weiß was noch außerdem,“ hatte dieser gesagt. „Stecte schon lange in ihm. Nun ist es plötzlich und schrecklich ausgebrochen. Der arme Mensch! Man telegraphire den Eltern.“ — In einem lichten Augenblick gegen Mittag hatte Morgenroth plötzlich die Wirthin zu sich gewinkt. „Sagen Sie nichts zu Freimann und Liebers. Ich bin nicht zuhause,“ flüsterte er kaum hörbar. „Ich will es.“ — „Ich kam zur rechten Zeit. Die Wirthin war in großen Aengsten. Ich fandte sogleich Briefschaften ab, suchte den Arzt auf und verabredete mit ihm, daß wir den Kranken am besten nach einem Hospital schafften. — Mit der größten Vorsicht geschah der Wechsel. Morgenroth ließ alles geduldig über sich ergehen. „Ich danke,“ sagte er einmal leise, und dann streckte er seine matte Hand uns entgegen, aber sie senkte sich auf das Kissen, bevor die unsrige sie erreicht hatte. — Die Wirthin siebelte, so wünschte es Morgenroth, mit nach dem Hospital über. — Als alles geordnet und erledigt war, suchte ich mit traurigen Empfindungen meine Wohnung auf, unfähig, irgendwelche Nahrung zu mir nehmen zu können. Das plötzlich über Morgenroth hereingebrochene Unheil hatte mich zu sehr erschüttert.“ —

„Was inzwischen in Baumberg vorgegangen? Man vermißte sehr bald den Entflohenen. Alles Suchen nach ihm war vergebens. Elisabeths Unruhe wuchs von Stunde zu Stunde. Sie spornte die Umgebung an, die Spur des Freundes zu entdecken, sie selbst machte sich auf den Weg. Vergeblich! Wer sie sah, hatte seine besonderen Gedanken über Elisabeths Bestürzung, aber niemand wagte, etwas zu sagen. Verstand ja doch niemand, in ihrer Seele zu lesen. Morgenroths spöttische Klage über die Feigheit der weiblichen Natur hatte ihre halb erloschenen Lebensgeister, ihren zu Boden gedrückten Willen wieder zur Thätigkeit angefaßt. Sie war dann, als er die Worte fallen ließ: „Was der Mann dem Weibe aufdrängt, solle diese nicht länger ertragen, als es ihre Natur verträgt,“ von einem mächtigen Entschluß erfaßt, und, war sie solange auch willenlos den Anordnungen des Freundes in ächt weiblichem Gefühl, aus tiefer, unergründlicher, unfaßlicher Liebe, deren Aeußerungen nicht mit dem Sezirmesser und der Lupe betrachtet werden können, gefolgt, so war sie doch jetzt von dem Gefühl der unbedingten Folgsamkeit erfüllt; sie merkte, daß ihre Liebe ungleich größer sei, wenn sie auf ihre Weise selbständig handelte — wenn sie selbst das erlösende, sie am meisten zierende Wort ohne Rücksicht auf Folgen spräche. —

Sie war dann einen Augenblick bereit, ihn mit einigen Worten auf den Grund ihrer Seele blicken zu lassen — aber, wir wissen es schon — sie schwieg vor ihm . . . „Du sollst dich nicht in mir täuschen!“ rief es halb jauchzend, halb energisch in ihrem Herzen. Und nun — nun, war er nicht da — war fort. — Es war ihm vielleicht ein Unglück zugestoßen; er hatte vielleicht selbst den Tod gesucht. — Das Blut erstarrte fast bei diesen Gedanken in ihren Adern und unruhig, fiebernd, mit gerötheten Wangen lief sie im Dorfe umher. — Marianne suchte sie zu trösten. — „Er hat sich kein Leid angethan,“ tröstete sie die Freundin; „dazu ist er zu klug, zu gesund.“ Er ist ein ganzer Mann, hat ihn auch augenblicklich eine Mißstimmung ergriffen.“ — „D, ich kenne ihn,“ gab Elisabeth zurück, „seine Empfindung geht tief, er ist sehr unglücklich. Ich weiß es. Und ich bin schuld daran, wenn ihm etwas zugestoßen ist; denn ich habe nicht gesprochen, wie es sich ziemte.“ Und in tausend Variationen fuhr Elisabeth fort, sich mit Selbstvorwürfen zu belasten. — Es bedurfte des vollen Einflusses von Marianne, daß die Unglückliche nicht öffentlich mit ihren Gefühlen losplatzte und sich solcherweise auf immer bloßstellte; erst, als man ihr versprach, sogleich zu Hause anzufragen, ob der Freund sich dort schon befinde — erst dann legte sie die äußere Erregung ab. Innerlich setzte sich aber der Kampf fort. — Sie weinte nicht mit den Augen, sie weinte mit dem Herzen. Zum erstenmale brach ihr Liebesgefühl wie die himmelauflobernde Flamme aus einem Krater an das Tageslicht und erst jetzt in dieser verzweifelten Situation verstand sie das Gefühl der mächtigsten Leidenschaft des Menschen! — — — Spät am Abend kam ein Landmann, in der Nähe Baumbergs wohnhaft, in das Dorf. „Er habe — so erzählte er, „einen irren Menschen gesehen, der, wie vom Satan besessen, mitten durch den Regenguß, wohin, wisse er nicht, feld-ein gerannt sei. Er habe ihm nachgerufen, nachgeschrien, aber je mehr er seine Lungen angestrengt, je wilder und schneller wäre jener gelaufen.“ — Er mußte diese Erzählung in Marianne's Hause wiederholen. Elisabeth fragte ihn nach allen Einzelheiten, nach dem Aussehen Morgenroths, nach seinen Geberden, kurzum sie inquirirte den Bauer wie ein Untersuchungsrichter! — — Als endlich nichts mehr aus dem Bauer herauszuholen war und er immer nur dasselbe wiederholte, ließ sie ab; aber sie war so durch Aufregung und Angst erschöpft, daß sie plötzlich ohnmächtig in Marianne's Arme sank. — „Der Teufel verstehe die Frauen,“ meinte Marianne's Vater und die Mutter schalt auf Morgenroth, daß er die liebe gute Elisabeth so schrecklich geängstigt habe. „So sind die Männer,“ sagte sie und der Vater sagte: „So sind die Frauen.“ — Marianne indeß bemühte sich schweesterlich um Elisabeth und als diese sich später etwas erholt hatte, sprach sie das Verlangen aus, am nächsten Tage nach Hause zurückzukehren. — Sie reiste auch wirklich am folgenden Tage nachmittags ab. — besonders, da von den Aeltern keine Nachricht über Morgenroth eingelaufen war. — —

Ich fahre nach einem langen Aßemzuge wieder fort in meiner schlichten Erzählung, es der Phantasie des Lesers überlassend, die fehlenden Striche in diesem tragischen Gemälde sich selbst zu zeichnen, den Seelenkampf Elisabeths sich nach Muße und Gefallen auszumalen. — —

Bei Liebers war infolge schlechter Postverbindung die Anfrage über Morgenroth erst am nächsten Mittag eingelaufen. Eine Erkundigung in seiner Wohnung war fruchtlos, da man niemand vorfand. Ein Zettel vor der Thür besagte, daß „Herr Morgenroth verreist“ sei. Die Nachbarschaft wußte auch keine Auskunft zu geben. — Die alten Leute in ihrer Bestürzung waren rathlos und noch zu keinem Entschlusse gekommen, als plötzlich Elisabeth die Schwelle der Thür übertrat. — „Wo ist Morgenroth?“ — glitt es hastig von den Lippen des jungen Mädchens zu den Aeltern hinüber. „Wo ist Morgenroth?“ — Die alten Leute blickten erschreckt in das blasse, abgehärmte, verzweifelte Gesicht der Tochter. — „Um himmelswillen,“ schrie die Mutter, „was ist denn geschehen?“ — Elisabeth hielt sich an der Lehne eines Stuhles fest, sie zitterte heftig. Der Vater bat sie, sich zu fassen und Rede zu stehen. — In abgerissenen Sätzen that sie es. Dann weinte sie und sank auf den Stuhl hernieder. — „War Freimann nicht da?“ fragte sie darauf, sich aufrappend. — „Wir haben soeben nach ihm geschickt.“ — „Er soll überall herumfragen, auf dem Bahnhof, bei den anderen Bekannten,“ rief sie. — „Oder ich gehe selbst, mich zu erkundigen!“ — — Sie schickte sich zum Fortgehen an, die Aeltern hielten sie indessen zurück. — —

### Weitere Mittheilungen.

„Als wir Morgenroth im Spital in Ruhe und Sicherheit wußten, überlegte ich, was zu thun sei. Des Kranken Wunsch, Freimann und Lieber nicht Nachricht zu geben, hielt ich nicht für rätlich, zu erfüllen. — Ich setzte mich vielmehr sogleich hin und schrieb ein kurzes Billet an Freimann, das ich durch einen Extraboten befördern ließ. Ich fügte hinzu, daß ich ihm Mittheilung machen werde, wenn ein Besuch beim Kranken erlaubt sei, da vorläufig der Arzt jede Störung verboten. — Der Bote brachte mir zurück, daß er Freimann getroffen, und daß jenen die Kunde aufs äußerste erschreckt und angegriffen habe. Er komme im Laufe des Tages selbst, mir zu danken. — — — — — Gegen Abend kamen Freimann und Elisabeth zu mir. Ich berichtete alles. Elisabeth war etwas gefaßt; Freimann still und traurig. In einem günstigen Augenblick raunte ich ihr heimlich zu, daß dem Kranken Freimanns Besuch sehr gefährlich sein könne. Jener dürfe also auf keinen Fall das Hospital besuchen. Ihr jedoch würde ich melden, wenn sie zu dem Kranken vorgehen dürfe. — — Als Antwort drückte sie mir zärtlich die Hand und schenkte mir einen so dankbaren, liebevollen, trotz aller Behnuth unendlich bezaubernden Blick, daß ich ihn nimmer vergessen werde. — — Was inzwischen zwischen ihr und Freimann vorgegangen war, habe ich nie erfahren können. — —

Einige Zeit später.

„Morgenroth erhobte sich nicht wieder von der zehrenden Blut des Fiebers, trotzdem der Arzt die größte Sorgfalt auf den Kranken verwendete und seine Wissenschaft in der Bekämpfung der Krankheit erschöpfte. Nur manchmal, wenn Elisabeth, die Tag und Nacht nicht von dem Lager wich, mit ihrer weichen Hand über die glühende Stirn des Geliebten strich, schienen sich seine wilden Phantasien zu lindern und das Bewußtsein dämmerte kurze Augenblicke auf. Ein zärtlicher Händedruck verrieth, daß der Gequälte die Nähe der Geliebten empfand!

Noch später.

„Elisabeth und Freimann standen noch schluchzend am frischen betränzten Grabhügel, während der lange Zug des Trauergefolges Morgenroths letzter Ruhestätte schon den Rücken gewendet hatte. Sie konnten sich noch nicht losreißen, die beiden bleichen Gestalten! Als endlich Freimann so viel Fassung gewonnen, Elisabeth an den Heimweg zu mahnen und diese sich zum Gehen anschickte, verließen das arme abgezehrte Mädchen die Kräfte, und einer Ohnmacht nahe, sank sie in die Arme des Freundes. Zärtlich sprach ihr Freimann Trost zu, herzlich sagte er: „Elisabeth fasse dich, theures Mädchen, sieh, ich will ja deine Stütze sein durch die Schmerzen des Lebens!“ „Nicht so, Freimann,“ erwiderte sie hastig, sich entschlossen aufrichtend, „den Freund will ich schätzen, aber der Todte scheidet, was der Lebende aus hoher Tugend einen wollte.“ — —

## Eine Nacht in der Payerhütte auf dem Ortler.

Von Dr. J. E. W.

Der Ortler, die „Höchstspiz“ (3905 m) der gesammten deutschen Alpen, also mit Ausnahme des Montblanc, Monte-Rosa, der Jungfrau und weniger anderen Bergspitzen der höchste Berg Europas, wird seit dem durch Joh. Pinggera 1867 von Sulden (St. Gertrud) aus entdeckten Aufstiege jährlich öfter und öfter, im ganzen aber doch noch immer ziemlich selten, bestiegen. Berichterstatter war am 25. und 26. August dieses Jahres so glücklich, sich diesen Hochgenuß leisten zu können.

Am 25. v. M. brachen wir, eine kleine, aber bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, nach trostlosesten Regentagen an einem strahlend reinen Tage — ganz wie Julius Payer 1864 — um 3 Uhr nachmittags auf, um für diesen Tag die über 10000 Fuß hoch gelegene Payerhütte zu erreichen. In meiner Gesellschaft befand sich ein wind- und wettergehardter pensionirter preussischer Kapitän zur See, ein sehr liebenswürdiger, gebildeter Mann, der sich zwar durchweg recht wacker hielt, aber gerade an den schwierigsten Punkten eine etwas zu ängstliche Gesprächigkeit zeigte, welches „ewige Plauschen“ meinem Führer gar nicht recht war. Als das gefährlichste erschien mir der Anstieg auf der Tabarettawand, einem sentrechteten Fessengeklüft, über 1000 Fuß hoch. Man begreift, da sich der oft kaum fußbreite, zudem häufig schräge und geröllbedeckte Steig dem Auge aus einiger Entfernung völlig entzieht, zunächst schlechterdings nicht, wie man da hinaufkommen soll. Ich will nicht sagen auf Schritt und Tritt, wohl aber vielhundertmal ist man vom Tode bedroht, ein falscher Tritt und — — — Zudem ist das zeitweilige Rollen von Steinblöcken aus einer steilen Moräne keineswegs angenehm. Hier war es, wo mein Führer, Alois Bichler, der wegen seiner Niesenkraft, seiner gemsenartigen Geschicklichkeit und biedern Kernnatur jedem Ortlerbesteiger von Sulden aus aufs wärmste empfohlen zu werden verdient, eine glänzende Probe seiner Führerfähigkeit ablegte. Als nämlich gerade wieder Steine zu rollen begannen, sprang er (mit dem Gepäck im Rucksack!) in langen Galoppstößen auf dem ganz schmalen Pfade dahin, mich mit rückwärts gestreckter Hand nachziehend, bis wir hinter einem Felsenvorsprunge gedeckt waren, wo wir das gänzliche Aufhören des Steinregens abwarteten. Nach dreistündigem Steigen und Klettern — man rechnet gewöhnlich 4 Stunden — war die Payerhütte erreicht. Diese Unterkunftshütte mißt etwa 10 Schritt der Länge und 6 der Breite nach. Die schmalere Längshälfte dieses Raumes enthält die Matrazenpflöschlager für die gesellich erlaubte Anzahl von 10 Personen. Die andere einen Kochherd, drei Tische und einige Bänke. Ein Wandschrank birgt allerlei Küchen- und andere Utensilien. Bedenkt man, daß die-

selben, insbesondere jedes Stück Nutz- und Brennholz auf dem ange deuteten Wege hinaufgeschafft werden müssen, so wird man der Einrichtung seine Anerkennung, ja sogar Respekt nicht zu versagen vermögen, so primitiv dieselbe auch immer unter andern Verhältnissen erscheinen mag. Oben angekommen, traf noch weitere Gesellschaft von Trafoi aus ein. Als bald wurde unter gewaltiger Rauchentwicklung ans Kochen geschritten. Aber der Herd ist klein und da heiß's eben: „Wer zuerst kommt“ — „Triagt z'erst a Suppen“. Denn mächtige Töpfe dieses mittels Konservn bereiteten Geschlürfs werden vor allem geleert, einzelne Führer mit ihren Herren aus einer Schüssel löffelnd, andere draußen, hart an Abgrunds Rand gelagert, desgleichen thugend. Jetzt schmecken Speck, Käse, Eier, kaltes Fleisch ganz vortreflich und dann erst mundet uns ein Becher vorzüglichem tyroler Rothweins, der in litergroßen Blechflaschen mitgenommen worden. Der Platz ist so kostbar, daß man, sowie dies geschehen, von seinem Führer erfucht wird, denselben zu räumen und andern Stärkungsbedürftigen zu überlassen. Wir waren im ganzen 25 Mann — 13 Touristen, darunter eine 23jährige englische Miß und 12 Führer — und da so ziemlich alles zu rauchen anfing, der Herd dies aber schon längst that, so erhob sich in besorgten Gemüthern die Frage, wie viele wohl nächstens des Erstickungstodes sterben dürften. Die ganze Situation ist so ungewöhnlich, hat einen so ausschließlichen Charakter, daß alle normal Veranlagten, die sich unter gewöhnlichen Lebensverhältnissen vielleicht ewig fremd blieben, als bald gut bekannt sind, ja daß man mit Menschen, die einem sympathisch sind, geradezu innig zusammengeschweift wird. Ich und mein Kapitän wurden, obwohl wir vorher ein bißchen auf gespanntem Fuße gestanden hatten, zuletzt ganz rührend zärtlich miteinander. Wie immer bei solchen Touren, gingen auch wir sehr zeitig — kurz nach 8 Uhr — zu Bette. Ich sage „zu Bette“, beileibe nicht „schlafen“. Denn dieses Kunststück kann nur eben ein ausgepöchter „Spitzenfresser“ (die Gebirgsreisenden werden in „Spitzenfresser“, dann in „Jochfinken“, „Thaltrabber“ und „Chausseehengste“ eingetheilt) fertigbringen. Mann an Mann gereicht, ohne die Möglichkeit des Umdrehens — will man nicht auf den Nebenmann zu liegen kommen — in vollen Kleidern (nur der Beschuhung entledigt) mit seinem Nachbar buchstäblich unter einer Decke liegend, dabei als bald von einer Legion gewisser sprungkräftigster kleinen Braunen heimgesucht, wird das einem gewöhnlichen Sterblichen trotz aller Müdigkeit nicht so leicht. Es schliefen nur zwei Wiener, die kurz vorher den Großglockner „gefressen“ hatten. Da lagen wir neun Mann und die englische Miß, durch ihren

Bruder, einen langen, kräftigen jungen Engländer von den übrigen getrennt und an das äußerste Ende gerückt. Im Dachboden-gemache lagen die Führer und drei später angelangte Herren. Meine Wenigkeit war zwischen den einen Wiener und einen starkleibigen preussischen Regierungsrath eingekleidet, an dessen Seite wieder mon cher capitain lag. Ich habe — „ich schwör's bei meiner Ehre!“ — auf so schlechtem Nachtlager in meinem Leben nie auch nur annähernd so viel gelacht. Anfangs zwar schien Morpheus bei uns einkehren zu wollen — wenigstens war es still. Aber es war die bekannte trügerische Stille vor dem Sturm. Dieser entwickelte sich in Form eines wahrhaft transzendenten Schnarchens von seiten des Herrn Regierungsraths, wie ich es bis dato noch nicht gehört, trotzdem daß mir Wändereinschnarcher nichts unbekanntes sind. Hämiſche Wagnerbegeisterer würden vielleicht gesagt haben, der Mann sei so durch und durch „Zukunftsmusiker“, daß er sich Meister Richard selbst im Schlafe zum Vorbilde nehme, in so merkwürdige Klangfarben und Melodiegefüge wichen die Töne aus, während jeweilig wieder dynamitexplosionsartige Pauken- oder Basshorneffekte dazwischen fuhren. Ich lachte unter meiner halben Decke und biß dieselbe sammt meinem Plaid durch. Leiser lachte drüben auch der Kapitän. Alle andern waren, bis auf eine gelegentliche bewundernde Aeußerung bei einem besondern Knalleffekte, still, nur das Geschwisterpaar aus Albion machte sich fortwährend darüber recht befremdliche Mittheilungen. Das Konzert geht immer fort — ich kann mich vor Lachen nicht retten. Darüber muß auch der Kapitän dann und wann herausspruchen. „Haben Sie wohl stark erkältet?“ flüstert er ganz höflich dem aufwachenden alten Herrn zu, „bischen Opium nehmen, damit der Reiz vergeht.“ „Habe alle Vorsichtsmaßregeln getroffen und die dicksten wollenen Strümpfe an,“ raffelt und schnarrt der Rath zurück. Allmählich aber wird es dem Kapitän doch zu toll: schon nimmt er, noch immer glimpflich, zu gewissen seemännischen Ausdrücken Zuflucht. Ich ver-falle immer mehr einem unwiderstehlichen Lachschüttelkrampfe, der Kapitän nennt mich scherzweise den eigentlichen Rubestörer, stößt aber im nächsten Augenblicke ein ganz ernstgemeintes Him-

mel — — —“ aus. „He snorts and grunts like a pig“ („er schnarrt und grunzt wie ein Schwein“) hört man jetzt den Engländer ganz deutlich knurren. „Ich kann nicht anders, meine Herren,“ ließ sich da die regierungsräthliche Stimme vernehmen. Nunmehr fing aber unser schlauer Kapitän mit dem alten Herrn ein Flüstergespräch an und — dieses weckte die Wiener auf.

„O weh, o weh!  
Die Flöh, die Flöh,  
Da hat ma tan' Idee!“

Damit drehte sich der eine Wiener um und beraubte mich des letzten Restchens Platz, sodaß ich aussprang und auf einer Holzbank Raſt suchte. „Dieser Herr“ (der Regierungsrath meinte mich) hat ein wunderbares Assimilationsvermögen, aber Ihre edigen Knochen (zum Kapitän) fühle ich beständig in meinen Rippen.“ „Herrgottsfra — das Plauschen“ — brumnte der aus dem Schlaf aufgestörte Wiener. „Da fällt mir eben ein, wie ich unter Friedrich Wilhelm III. Schildwache stand —“ fuhr der Regierungsrath ungestört fort. „Aber die Geschichte können Sie ja murgen dazähl!“ jammerte der Wiener. Aber der Regierungsrath blieb unerschütterter. „So ein elendes Nachtlager habe ich in meinem Leben nicht gehabt und das kostet einen Gulden! Schreckliche Ironie!“ „s is rein als ob ma in an Beichtstuhl war (wäre)!“ U. f. f. u. f. f. Mir war es längst klar, daß der Norddeutsche den wiener Jargon nicht verstand, und dann in ungetrübter Gemüthsruhe weiterzischelte: „Ach Gott, wenn es doch nur 2 Uhr wäre!“ — Da sollte uns nämlich Kaffee gekocht werden und es hieß sich zum letzten Anstiege rüsten. Nun, auch diese Stunde wurde herbeigeseufzt, und nachdem der Herr Kapitän höflichst Umfrage gehalten, wer von den Herren seinen verschwundenen, höchst kokett mit weißem Sonnen- und grünen Schneeschleier drapirten, und mit silbernen Sternen und goldenen Rösschen gezierter Hut gütigst in der Mache gehabt habe und derselbe endlich als formlose Masse unter einem der schwersten Körper in der Gesellschaft hervorgekommen war, konnte die Erstklimmung des Gipfels vor sich gehen, über die ich vielleicht später einmal berichte.

## Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B. ....**

(Schluß.)

Der Justizrath Wichtel saß eines Sonntags morgens um neun Uhr schon in seinem Arbeitszimmer und studirte die Zeitungen. Ein oberflächlicher Beobachter würde geneigt gewesen sein, anzunehmen, der alte Herr habe sich nie wohler befunden, als heute. Ein breites Lächeln lag auf seinem Gesichte und dabei hatte er sich anscheinend noch behaglicher, als gewöhnlich, auf seinem Fauteuil ausgestreckt und blies den blauen Duft seiner Cigare in langsamen Zügen behäbig von sich. Für einen recht scharfsinnigen Menschenkenner aber würde das Lächeln etwas Unheimliches, die Behaglichkeit den Schein des Forcirten, Unnatürlichen gehabt haben — die Mienen des Justizraths waren sonst beweglicher, sein stereotypes Lächeln suchte, weiterleuchtete sonst um seine Lippen, und der ganze Körper zuckte und rückte beständig mit, während er jetzt die Ruhe und Regungslosigkeit einer Wachsfigur angenommen zu haben schien.

Auch das hastige Sichöffnen der Thür des Arbeitszimmers brachte keine Bewegung in den sonst nicht eine Minute sich ganz ruhig verhaltenden Körper.

„Du hast die neuesten Zeitungen und Briefe bereits gelesen?“ fragte der ohne Gruß Eintretende, Herr Wichtel junior, in einer Hast, die der Eile seines Kommens völlig entsprach.

„Allerdings, mein Herr Sohn.“

Wichtel junior griff nach den Blättern, dabei fragte er mit einem Tone, als wenn ihm die blasse Angst die Kehle zuschnürte:

„Nun, und?“

„Und? Das Spiel ist aus — die Karten schlagen gegen uns — nichts weiter!“

„Nichts weiter — —“ Der Doktor juris Wichtel griff mit der einen Hand nach der Lehne des Sessels, auf dem sein Vater so behaglich ausgestreckt ruhte. — „Nichts weiter,“ wiederholte er mit heiserer Stimme und seine Blicke irrten, wie die eines Wahnsinnigen, über das in der andern Hand zitternde Zeitungsblatt.

„Seh' dich, mein lieber Sohn, die Sache scheint dich ein wenig anzugreifen.“

Wichtel junior folgte der Aufforderung, er setzte sich oder fiel vielmehr auf einen in der Nähe stehenden Sessel.

„Rede, ich bitte dich, rede um alles in der Welt, Vater — ist denn wirklich alles verloren?“

Der Alte grinste höhnisch. „Alles — hm — vorläufig nur einiges. Das lumpige bischen Vermögen, das uns noch übrig war und um das wir Va banque spielten, — diese Bagatelle ist insolge des allerdings etwas über den Spaß gehenden Sinkens der Eisenbahnaktienkurse unwiederbringlich dahin.“

Der Sohn sah seinen Vater starr an. Wußte dieser noch irgendeinen Rettungsweg? O warum nicht — gewiß — war er doch der geschickteste, auch in den verzweifeltsten Fällen nie um einen Ausweg verlegene Mann, der, wie Wichtel junior bisher gemeint hatte, nur einem einzigen Menschen an Schlaueit und Geriebenheit nachstand, — das war er, der Doktor juris Wichtel junior selbst gewesen. Dieses stolze Selbstbewußtsein freilich war durch die Ereignisse der letzten Zeit arg erschüttert; das Vertrauen auf des Vaters Kapazität bewies sich augenblicklich als standhafter — es war ja der letzte Strohhalm —

„Und unser Kredit?“ fragte Wichtel junior, mit angstvoller Spannung an den Lippen des Vaters hängend.

Der Alte grinste wie zuvor.

„Von dem bleibt grade soviel übrig, als von unserm Vermögen — ein höchst respektables Minus!“

Wichtel junior war leichenblaß gewesen, als er vorhin eintrat, jetzt wurde er aschfaß.

„Dann wären wir also rettungslos bankrott?“

„Du bist ein kleiner Optimist, mein lieber Sohn,“ — der Alte neigte sich ein wenig über die Seitenlehne seines Sessels hin zu seinem Sohne und dämpfte seine Stimme, sodaß sie

zückelte und raschelte, ungefähr so, wie es klingt, wenn eine Schlange durch dürres Laub schlüpft. „Wir sind mehr als bankrott, du und ich. Man wird sich bei mir demnächst in aller Freundschaft nach verschiedenen Depositengeldern erkundigen, — du weißt, mein Lieber, — und dich wird man um das Rezept bitten, mit Hilfe dessen du aus einem Wechsel Waldsteins, den du auszugeben hattest, zwei, drei, oder sind es gar vier? fabrizirt hast. Weinst du nicht auch, lieber Sohn?“

Der Sohn antwortete nicht, er gab seinem Körper einen Ruck, als wollte er sich in die Luft schwingen; er stand auf von seinem Sessel und wandte sich, als müsse er davonlaufen.

„Wohin, mein Lieber?“

Der Sohn trat dicht an seinen Vater heran.

„Wenn du fest davon überzeugt bist, — daß es so kommen wird — wie du sagst,“ sagte er — die Worte kamen nur langsam und stoßweise über seine Lippen und er sprach sehr leise dabei —, „warum sitzt du so ruhig hier? Dann gibt es doch für uns nur noch einen Weg — einen Weg, den wir — so rasch als möglich anzutreten haben — fort, übers Wasser — — so rasch und so heimlich, als es geht — komm, Vater fort — —“

Der Alte rührte sich nicht vom Fleck.

„Den Weg magst du gehen, mein tapferer Herr Sohn,“ erwiderte er mit unsäglichem Hohn in der Stimme. „Der alte Wichtel bleibt und verschafft sich die Genugthuung, alle seine guten Freunde und getreuen Nachbarn in seinen Sturz zu verwickeln.“

„Du wolltest?“

„Unsre Eisenbahngesellschaft gänzlich zu Falle bringen — ja, das will und werde ich. Gestern ist auf Alsters Antrieb, der da Schweders Eingebungen folgt, im Verwaltungsrath beschloffen worden, die furchtbaren Schläge, die uns durch die Ueberschwemmung beigebracht worden sind, durch eine sofort aufzunehmende Anleihe von zehn Millionen zu pariren und dem furchtbar wachsenden Mißtrauen auf die Zahlungsfähigkeit der Bahn dadurch zu begegnen, daß alle Papiere von uns, die an der Börse zum Angebot kommen, von den Mitgliedern des Verwaltungsraths oder ihnen bekanntermaßen nahestehenden Financiers aufgekauft werden. Der Gedanke ist schön, er ist tapfer, er ist der einzige, der die Bahn retten könnte, wenn der alte Wichtel nicht wäre, den diesmal nichts zu retten vermag. Item wird sich der alte Wichtel in vier Stunden schon in der Hauptstadt bei seinem guten Bekannten, dem Bankier Joseph Eppen Sohn, eingefunden haben und diesem, gestützt auf Auszüge aus den Büchern der Bahn, den Nachweis führen, daß zehn Millionen nicht ausreichen, die schon eingetretenen und noch mit mathematischer Gewißheit zu erwartenden Verluste der Eisenbahn zu decken, und daß also bald eine weitere Anleihe der ersten nachgeworfen werden müßte, um diese zu retten; ferner und zum Schlusse werde ich den Beweis führen, daß die hervorragenden Finanzkräfte der Bahn, mein alter Freund Alster an der Spitze und ich selbst mit darunter, heute schon de facto bankrott sind und daß mit uns die Bahn gleichfalls heillos verkrachen muß, heut, morgen oder übermorgen — je später, unter desto größeren Opfern. Wenn Joseph Eppen Sohn die Anleihe nicht macht — macht sie kein Mensch — ich werde mit so stattlichem Gefolge, wie's kein Feldherr hat, der in die Schlacht geht, und mit klingendem Spiel, mein lieber Sohn, in den Konkurs marschiren.“

„Und auch in das, was hinter dem Konkurs kommt?“

„Mein, mein Lieber, denn an der Pforte dieser — Festung würde mein Gefolge stehen bleiben und mich allein und ohne Sang und Klang hineinpaazieren lassen — das ist wider meinen Geschmack. Aber weißt du, was ein wirklich, nicht bloß scheinbar, mein Herr Sohn, ein wirklich tapferer Pirat macht, wenn sein Schiff von einer Kriegsflottille umzingelt und geentert ist?“

Die Augen des Sohnes traten förmlich aus ihren Höhlen, als sie sich in die lederfarbenen Büge des Vaters bohrten.

„Soweit wär' es also wirklich mit uns, du wolltest — —?“

„Im gegebenen Moment — die Lunte in die Pulverkammer werfen — das werd' ich — — dir glückliche Reise, mein Herr Sohn.“

Der Alte winkte — er wollte allein sein. Wichtel junior wankte mehr, als er ging, zur Thür. Aber er wendete sich noch einmal um.

„Ich will dir helfen, Vater, bei deiner letzten Arbeit — beschließ!“

Der Justizrath schaute den Sohn lange und starr an. Dann sagte er leise:

„Meine Neze haben noch ein kleines Loch, das könntest du stopfen. Unser gemeinschaftlicher Freund Schweder darf auch nicht mit blauem Auge davontommen. Stecke dich hinter den Senkbeil — der Mann scheint wieder aufzuleben — er wird soviel Verstand gewonnen haben, um sich mit Schweder zu schießen. Sorge dafür, daß den Schweder der Teufel holt — ein kleines Duell über's Taschentuch oder so etwas — Schweder muß acceptiren, und wenn sie sich gegenseitig so ziemlich die Pistolen auf die Brust setzen, wird dem Schweder hoffentlich weder seine enorme Unverschämtheit noch sein nicht minder enormes Glück mehr etwas helfen. Wirst du das fertig bringen?“

„Ja, Vater, ich werde! Und wenn nicht — dann — —“

„Dann?“ fragte der Alte, dem wieder ein bitter spöttisches Lächeln um die fahlen Lippen zu suchen begann.

„Dann werde ich ein andres Mittel finden, uns an diesem Zerstörer unsrer Kreise, an meinem Freund und Todfeind Schweder zu rächen, und wenn ich selbst — —“ jetzt klang die Stimme Wichtels junior fest und energisch — zum erstenmal heut. „Der letzte Eindruck, Vater, den du von deinem Sohn empfängst, wird dennoch nicht der eines Feiglings sein. Adieu, Vater!“

Ohne sich noch einmal umzuwenden schritt er rasch und festeren Schrittes, als er gekommen, zur Thür hinaus. Auch der Alte erhob sich, so fahlen Antlitzes wie der Sohn, aber seine Augen funkelten durch die Brille hindurch in unheimlicher Entschlossenheit. Sie gingen beide an die Arbeit, wie sie meinten — an die letzte.

\* \* \*

Wieder waren ein paar Tage vergangen. Herr Schweder saß auf seinem Bureau und arbeitete fleißig. Ab und zu kam der Kollege Prell, um dem Chef Zeitungen zu bringen, in denen er ihm bemerkenswerthe Artikel angestrichen hatte, oder ihn um Direktiven bezüglich der Haltung des Blattes dieser oder jener öffentlichen Angelegenheit gegenüber anzugehen. Bisher hatte er so gut wie keine Antwort erhalten, so vertieft war Herr Schweder in die eigne Arbeit gewesen.

Als er ungefähr zum vierten oder fünften male erschien und, um nicht von neuem zu stören, die eben angekommenen Briefe stumm auf das Pult des Chefs niederlegte, erhob dieser den Kopf und fragte:

„Wie steht es nun eigentlich mit diesem Friß Lauter?“

„Er will unter keinen Umständen in die Redaktion zurück!“

Herr Schweder zuckte verächtlich lächelnd die Achseln und war schon im Begriff weiterzuschreiben, als Prell lauernd hinzusetzte:

„Er wird wohl wissen, warum er nicht will, dieses gute Lauterchen, hä, hä!“

„Warum?“

„Nun, weil er ja als der erklärte Bräutigam des reichen Fräulein Alster zurückgekehrt ist —“

„Albernheit!“ fiel Schweder dem biedern Prell, alles weitere Neben ihm kurz abschneidend, ins Wort. „Mein Freund Alster ist zu klug und zu nobel, um solche Mißheirat zuzulassen, und Wanda Alster ist ein junges, aber vornehmes Mädchen, dessen gutes Herz wohl einmal Mitleid mit Liebe verwechseln, aber sich doch nicht auf die Dauer an einen Handwerker — was dieser Thor nun wieder ward, den ich zu besserer Beschäftigung emporzuziehen versuchte — wegwerfen kann.“

Herr Schweder mußte seiner Sache sehr sicher sein, so ruhig und überlegen sprach er das aus. Und er fügte hinzu:

„Sagen Sie das den Leuten, die dieses Märchen kolportiren, lieber Prell. Ich hätte es gesagt.“

Der Chef machte eine den mittheilungsbedürftigen Kollegen entlassende Handbewegung. Gehorsam verschwand dieser. Erst wollte Schweder wieder nach der Feder greifen, dann warf er sich mit verschränkten Armen in seinen Fauteuil zurück und begann, wie es schien, tief nachzudenken. Nach einiger Zeit griff er nach der Glocke und läutete.

Der allezeit dienstfertige Herr Prell erschien sofort wieder in eigener Person auf der Schwelle.

„Ich habe vorhin in Ihrem Bericht bezüglich der Unterhandlungen mit dem alten Doktor Klose das Wesentliche überhört. Unter welchen Bedingungen will er provisorisch in unsre Redaktion eintreten?“

Herr Prell sah seinen Chef sehr erstaunt an. Derselbe mußte gradezu geistesabwesend sein, so — wie es noch nie vorgekommen war.

„Unter gar keinen Bedingungen,“ erwiderte er.

„So!“ sagte Schweder kühl. „Natürlich — seinem Protégé, dem Lauter zuliebe. Ah, da fällt mir ein, — geben Sie unverzüglich Sandersberg zu verstehen, daß ich es als eine persönliche Beleidigung auffassen müßte, wenn er den Lauter irgendwie beschäftigen wollte. Im übrigen weiß ich jetzt, was ich wissen wollte. Ich danke, lieber Prell.“

Dieser hatte schon die Thür in der Hand, um sie hinter sich zu schließen, als er plötzlich sie wieder weit aufstieß und mit respektvoller Verbeugung zur Seite trat. Sehr erhist und erschöpft erschien Herr Alster auf der Schwelle.

„Guten Morgen, bester Freund, guten Morgen. Ah — erlauben Sie — erlauben Sie, daß ich mich sofort niederlasse — so —!“

Schweder hatte ihm rasch einen Sessel hingeschoben und dann die Thür hinter Prell geschlossen.

„Es sind wohl sehr wichtige Mittheilungen, die Sie mir zu machen die Freundlichkeit haben wollen, verehrter Freund, Mittheilungen, bei denen am besten von vornherein jede Möglichkeit fremder Zuhörerschaft ausgeschlossen wird.“

Herr Alster wischte sich den Schweiß von dem glühendrothen Antlitz und schnappte nach Luft.

„Allerdings — keine Silbe darf ein anderer hören, keine Silbe!“

Schweder nickte, sah nach der Uhr und öffnete die Thür.

„Kollege Prell, haben Sie die Güte, sofort diesen Brief nach der Bahn zu befördern. Er muß unbedingt noch mit dem in zwanzig Minuten abgehenden Zuge fort. Ich würde Sie nicht selbst bemühen, wenn die Sache nicht so wichtig wäre. Ich mag dieses Schreiben weniger zuverlässigen Händen nicht anvertrauen.“

Das war äußerst schmeichelhaft für den Kollegen Prell, und es blieb ihm nichts andres übrig, als sofort sich auf den Marsch zu machen, aber er wäre doch viel lieber dageblieben.

„So wären wir denn vor jedem unberufenen Ohre sicher!“ sagte Schweder.

„Also hören Sie, bester, einziger Freund! Sie sind jetzt wirklich mein einziger Freund, darum bin ich Ihnen volle Aufrichtigkeit schuldig. Ich habe also gestern eine ganz außergewöhnlich ernste Unterredung mit meiner Wanda gehabt, — habe ihr Vorwürfe gemacht wegen ihrer unverantwortlichen, leichtsinnigen, wie Sie wissen, hinter meinem Rücken unternommenen Fahrt ins Gebirge, habe ihr auf das nachdrücklichste erklärt, daß ich jede Verbindung mit diesem Lauter abgebrochen wissen will — und zwar jetzt ein- für allemal und — und —“

„Und?“ fragte Schweder.

„Es ist unerhört, sage ich Ihnen, verehrter Freund. Es ist sogar ungeheuer blamabel für mich, daß sich meine Tochter so weit verirren konnte, und es schmerzt mich umso tiefer, daß ich Ihnen gerade diese Mittheilungen machen muß, lieber, bester Schweder, weil Sie in Ihrer feinen, geistvollen Weise in der letzten Zeit alles gethan haben, um meiner Tochter den Unterschied klar zu machen, zwischen einem wahrhaft gebildeten, edlen Manne und einem sittlich und geistig mit einer Art von Kulturfirniß überzogenen Plebejer, wie es dieser Lauter ist.“

Schweder machte eine freundlich-verbindliche Bewegung und wollte sprechen. Aber Alster, dessen Bereitbarkeit nun einmal wieder im Schusse war, ließ ihn nicht erst zu Worte kommen.

„Nein, es hilft nichts, bester Freund. Es muß gesagt sein. Meine Wanda fiel mir also um den Hals und antwortete mir so entschlossen, wie ich das Kind noch nie gesehen habe, Fritz Lauter sei ihr Bräutigam — hören Sie nur, ihr Bräutigam! — sie habe ihn von Kindheit auf geliebt, sie verdanke ihm, daß sie dereinst vom Tode gerettet worden sei, er habe sie auch gegen die Brutalitäten des jungen Wichtel geschützt, darum habe sie in der Minute, als sie ihn blutend und von wüthenden Menschen mit dem Tode bedroht angetroffen, nichts andres thun können, als ihm in die Arme zu sinken und ihm endlich, sagte sie, endlich — ihre Liebe zu gestehen.“

Ueber Schweders Gesicht flog ein Schatten der Entrüstung. Aber er zwang sich sogleich wieder zu einem ruhigen Lächeln und meinte:

„Dann wird Ihnen wohl doch nichts andres übrig bleiben, als dem — Herzenswunsche Ihres Fräulein Tochter — nachzugeben. Dieser Lauter ist immerhin ein talentvoller Mensch.“

Alster fuhr auf: „Nun und nimmer. Ich bitte Sie — Sie sprechen von Nachgeben. Ist das Ihr Ernst?“

Schweder neigte sein Haupt wie unter einer schweren Last.

„Wenn ich nicht sehe, daß der Friede in Ihrer Familie auf andre Weise auch zu sichern, dann —“

„Schweder, bester Freund Schweder, ich verstehe Sie; Sie sind ein edler, ein wahrhaft edler Mensch. Aber sehen Sie, es war mein liebster Wunsch — nun, Sie wissen es ja, warum soll ich nicht ganz offen sein? — mit Ihnen in nähere, in nächste Verbindung zu treten. Und weil auch Sie dieser Verbindung geneigt waren, und weil ich fest auf den guten Kern im Charakter meiner Wanda vertraue, — sie ist ja mein Kind und ich habe immer nur höherhinaus gestrebt und mich mit unter mir stehenden Menschen nicht gemein gemacht, — darum hoffe ich auch jetzt noch von der Zeit alles Gute.“

Die Herren drückten sich zärtlich die Hand. Dann begann Schweder: „Verzeihen Sie, verehrter Freund, wenn ich auf andre, profane Geschäfte übergehe. Ist bereits das Gerücht zu Ihnen gedrungen, das von dem bevorstehenden Scheitern des Anleiheversuches unsrer Eisenbahn spricht —“

„Ah, Sie haben auch bereits davon gehört — ich halte es nicht für möglich —“

„Ich habe gestern Abend bereits deshalb nach der Residenz telegraphirt und erwarte jetzt mit der zweiten Post definitive Nachricht.“ Schweder zog die Uhr. „Der Brief kann schon da sein. Erlauben Sie, daß ich nachsehe.“

Er war sofort wieder zurück. Unter den Schreiben, die er im Briefkasten vorgefunden, war in der That das erwartete. Auf dem Vollmondsgezicht des Herrn Alster malte sich fieberhafte Erwartung, während Schweder kaltblütig wie immer öffnete.

„Es ist unzweifelhaft,“ sagte der letztere; „mein Gewährsmann ist zuverlässig, — bitte, lesen Sie selbst —“

Alsters Hand griff mit krampfiger Hast nach dem Briefe: „Eppen und Genossen werden die Anleihe verweigern, aber sich bereit erklären, über den Ankauf der Bahn in Verhandlung zu treten, wenn die gegenwärtige Verwaltung zu liquidiren sich genöthigt sehen sollte —“ Wieder traten die hellen Schweißperlen auf Herrn Alsters rothe Stirn: „Ich sage Ihnen, Freund, das geht nicht, das darf nicht sein — bis zu der Ablehnung der Anleihe darf es nicht kommen — ich reise sofort nach der Hauptstadt, — allerdings müßten wir liquidiren, wenn es geschähe, — dann verlören aber die Aktionäre so gut wie alles — rein alles, sage ich Ihnen, und ich habe nicht nur alle meine Aktien behalten, sondern grade während der neuesten furchtbaren Krise ja immer noch gekauft, — es wäre schrecklich — ich — wenn ich auch nicht ruiniert wäre, so hätte ich doch einen großen, sehr großen Theil meines Vermögens verloren —“

„Sie haben recht — die Ablehnung der Anleihe muß verhindert werden, — reisen Sie sofort ab, verehrter Herr Alster, bieten Sie bei Eppen und den übrigen Bankiers, mit denen die Bahn in Unterhandlung steht, alles auf. Ich werde mit meinem Bankier und durch ihn mit den übrigen Finanziers am Platze unterhandeln, — wenn ich sehr günstige Bedingungen in Aussicht stellen könnte —“

„Alles, alles — was nur verlangt werden kann, ohne uns zu ruiniren. Ich gebe Ihnen plein pouvoir, theurer Freund.“

Herr Alster hatte es jetzt sehr eilig. Er verabschiedete sich mit übertriebener Herzlichkeit, aber so kurz als möglich. —

Als sich die Thür hinter dem Davoneilenden schloß, verfinsterte sich Schweders Gesicht merklich. Mit untergeschlagenen Armen und tiefgefurchter Stirn schritt er in seinem Bureau auf und ab.

Blötzlich blieb er mitten im Zimmer stehen.

„Er ist verloren — ich mag die Sache ansehen, wie ich will und ich falle mit ihm, wenn ich mein Schicksal fernerhin noch demselben Schiffe anvertraue, mit dem er scheitert. Jetzt gilt es wieder einmal, rasch und ohne Strupeln handeln.“

Und er handelte rasch, der Herr Schweder.

Zwanzig Minuten nach diesem Selbstgespräch sehen wir ihn in das Bureau des Oberbaurath Schneemann eintreten. Der dicke Herr saß beim Frühstück und hätte beinahe das Weinglas, welches er eben zum Munde führen wollte, fallen lassen vor Erstaunen über diesen Besuch. Es gelang Schweder schnell, seinen ehemaligen Freund mit sich auszuöhnen. Niemand wußte besser, als der Oberbaurath, wie es mit der Bahn stand. Nun kam Schweder und setzte ihm auseinander, wie bei dem Zusammenbruch der Aktiengesellschaft für ihn, den Oberbaurath, ein paar hunderttausend Thalerchen zu verdienen wären. Sich zu einem Spottpreise in den Besitz der Bahn zu setzen, dazu wären sicherlich mehr Leute geneigt, als Eppen und Genossen. Er, Schweder, verpflichtete sich nun, solch ein kauflustiges Consortium großer Kapitalisten mit Hilfe seines Bankiers zusammenzubringen, und der Oberbaurath brauche nichts weiter zu thun, als dafür zu

forgen, daß die einflussreichsten Mitglieder des Verwaltungs- und Aufsichtsraths dem schleunigen Verkaufe an die von Schweder engagierten Financiers geneigt würden. Solche Sprache fand immer den Weg zu dem Herzen des Oberbauraths. Die beiden wurden daher im Handumdrehen einig und gingen unverzüglich mit Feuer-eifer an ihr Geschäft.

Fritz Lauters kräftige Natur hatte die furchtbaren Aufregungen der letzten Tage seines Aufenthalts im Gebirge bald überwunden. Die Kopfwunde, welche ihm der brutale Angriff des langen Joseph eingetragen, bestand nur in einer Hautabschürfung, die in einer Woche völlig verheilt war. So erging es ihm körperlich wieder gut, aber sein Gemüth wurde von den verschiedensten Gefühlen stürmischer als je bewegt. Die in dem verhängnißvollsten Augenblicke seines Lebens mit dem beseligenden Bewußtsein leidenschaftlicher Erwidrung belohnte Liebe zu Wanda Alster beglückte ihn unaussprechlich, aber gleichzeitig drückte ihn die Thatsache, grade jetzt in seinem Fortkommen auf emporsteigender Berufsbahn, ohne irgendeine sichere Aussicht auf Besserung, gehindert zu sein, schwer darnieder. Als ehemaliger Schriftsetzer, der bei seinen Bemühungen, sich eine bescheidene Stellung als Tageschriftsteller zu erwerben, verunglückt war, konnte er nicht von dem reichen und stolzen Vater der Geliebten deren Hand zu erbitten wagen.

Auf Zureden des alten Herrn Klose hatte er vorerst damit begonnen, seine Erfahrungen in den Nothstandsdistrikten zu Papier zu bringen. Dem alten Herrn war es auch gelungen, für ihn einen Verleger zu finden, der diese Aufzeichnungen in Broschürenform gegen gutes Honorar ins Publikum zu bringen bereit war. Die gleichzeitigen Versuche Fritz Lauters, den auch darin sein alter waderer Gönner und Freund eifrigst unterstützte, eine anderweitige Anstellung in einer Zeitungsredaktion zu erlangen, hatten indessen weder Erfolg, noch Aussicht auf Erfolg eingebracht. Und noch ein andres war es, was Fritz Lauter auf das tiefste beunruhigte; er hatte Wanda seit seiner Rückkehr erst zweimal gesehen — die Frau Doktor Winter ging ihr nach der mit dem alten Herrn Klose allein unternommenen Fahrt ins Gebirge nicht mehr einen Augenblick von der Seite! — und nur einmal hatte er sie ganz flüchtig gesprochen. Dabei hatte sie ihm mitgetheilt, daß ihr Vater über ihre Fahrt sehr aufgebracht sei und daß sie den Vater in der jüngsten Zeit überhaupt immer merkwürdig erregt und gegen früher arg verändert finde.

Das hatte Fritz viel zu grübeln gegeben; aber der Herr Klose wußte einigermaßen Bescheid. Die geschäftlichen Angelegenheiten des Herrn Alster seien es gewiß in erster Linie, welche ihn so beunruhigten. Bei seiner Fabrik sowohl als bei der Eisenbahn drohten ihm Vermögensverluste, vielleicht sehr schwere.

Daraufhin hatte Fritz weitere und eingehende Erkundigungen eingezogen, die des Herrn Klose Meinung nur zu sehr bestätigten, und dann war gar eines Tages Willisch angekommen und hatte ihm erzählt, daß er von Schweder hergerufen worden sei und von diesem als untergeordneter Helfershelfer bei einem großen Coup verwendet werden solle. Zuerst habe er sich nicht zusammenreimen können, um was es sich eigentlich handle, nur habe er gemerkt, daß sich Schweders Operationen gegen seinen bisherigen Bundesgenossen Alster und die Eisenbahn richteten, nun aber sei ihm seine Cousine, die Paedert, zu Hülfe gekommen, welche bei der Abholung von Wäsche in dem Hause des Oberbauraths Schneemann ein Gespräch belauscht habe. Demnach sei es ihm unzweifelhaft, daß Schweder mit dem Oberbaurath auf den Bankrott der Bahn und auf den damit unvermeidlichen Bankrott des Herrn Alster spekulire, ja, darauf hinarbeite.

Fritz wußte jetzt, daß seinem ehemaligen Chef das Schlimmste zuzutrauen sei, und dachte sofort nun an weiter nichts, als wie Alster zu warnen und zu retten sei. Er berieth sich mit Willisch, der sich ihm ganz zur Verfügung stellte, und mit Klose, und kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß er alles anwenden müsse, um den Herrn Alster über den Charakter und das Treiben seines Bundesgenossen durch unwiderlegbare Beweise aufzuklären. Willisch übernahm es nun, den Nachweis des noch im Vollzuge begriffenen Verraths an Alster seitens Schweder zu führen. Der alte Herr Klose suchte den ehemaligen intimsten Freund Schweders, Senkbeil auf, um von diesem womöglich Auskunft über die frühere Handlungsweise Schweders, Alster gegenüber, zu erlangen. Und Fritz Lauter selbst fuhr eines Tages nach Kloster Althaus, um dort nach der Schauspielerin Bergmann-Stein zu forschen.

Alle drei Missionen glückten über Erwarten. Willisch war eines Tages zu Schweder zitiert worden, er hatte diesen in einer

mühsam bezwungenen Aufregung gefunden und aus Schweders eigenem Munde die Bestätigung empfangen, daß es sich um den schleunigen Verkauf der heillos ruinirten Bahn handle, der dann auch den Sturz des Alster — „Sie kennen ihn ja, Willisch,“ hatte Schweder leichtthin bemerkt — zur Folge haben müsse. Darauf war Willisch gegangen, hatte Schweder aber die auf sein Rittergut bezügliche Kaufsurkunde zurückgeschickt und ihm schriftlich erklärt, daß er auf das Gut ohne jede Entschädigung verzichte und fernerhin keinen Theil an den Geschäften und der Gnade des Herrn Schweder haben wolle. Herrn Klose's Mittheilungen erklärten, weshalb Willisch Schweder so ungewöhnlich erregt vorgefunden habe. Grade an jenem Tage hatte dieser Senkbeil's Forderung auf Tod und Leben empfangen. Im Kloster Althaus hatte Fritz Lauter durch Dr. Wendelin sowohl als den Direktor Aufklärung über das Schicksal der Frau Bergmann-Stein erhalten. Diese hatte vor ungefähr einer Woche mit ihrem Manne, auf Veranlassung des Direktors, das Irrenhaus und dann unverzüglich auch Europa verlassen. Sie war früher schon einmal verheiratet gewesen und hatte ihren ersten Mann Schweder zu Liebe verlassen. Späterhin, als Schweder sie immer kälter und kälter behandelte, habe sie sich durch Anknüpfung eines neuen Verhältnisses mit dem Schauspieler Bergmann und schließlich durch eine zunächst heimlich vollzogene Heirat mit ihm an Schweder rächen wollen. Dadurch habe sie sich der Bigamie schuldig gemacht und sei zum willenlosen Werkzeuge in Schweders Händen geworden. Und Schweder habe seine Macht über die Unglückliche, als sie ihm unbequem wurde, erbarmungslos dazu angewendet, sie mit ihrer erzwungenen Einwilligung ins Irrenhaus zu sperren.

So standen denn Fritz Lauter die zwingenden Beweise für Schweders Schlechtigkeit zu Gebote. Aber noch in einer wichtigeren Beziehung hatte er Erfolg erzielt. Es war ihm leicht gewesen, in der Unterhaltung mit dem Direktor das Gespräch auf das naheliegende Thema des Schicksals der Gebirgsbahn zu bringen. Daß die Bahn vor dem Bankrott stehe und von dem Oberbaurath Schneemann im Verein mit dem Chefredakteur des „Tageskorrespondenten“ einigen wenigen großen Geldleuten für einen Spottpreis in die Hände gespielt werden sollte, das interessirte den Direktor aufs lebhafteste. Auf die Frage Fritz Lauters, ob er es nicht für gut und thunlich hielte, daß der Staat die Bahn kaufe, antwortete er mit einem entschiedenen Ja und nahm sofort Fritz mit zu dem Landesältesten Baron Bergen, um dem die Sache vorzutragen. Hier vernahm Fritz, daß in Regierungskreisen bereits daran gedacht worden sei, die Bahn zu übernehmen, man habe die dem Handelsminister stets schroff opponirenden Herren von dem Verwaltungsrathe, durch ihre äußerste Noth gezwungen, an sich herankommen lassen wollen, und dabei wäre ohne Fritz Lauters rechtzeitige Mittheilung über die sehr geheim betriebenen Machinationen Schweders und des Oberbauraths jedenfalls der rechte Moment versäumt worden.

Der Freiherr von Bergen reiste sofort nach der Residenz. Fritz Lauter suchte mit Klose und Willisch den von seinem Mißerfolge bei Eppen Sohn völlig darniedergerathenen Alster auf. Nach mehrstündigen, tief aufregenden Auseinandersetzungen griff Alster, wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalme, nach dem Abkommen mit der Regierung. Er, wie die übrigen mit großen Theilen ihres Vermögens engagierten Aktionäre, erlitt zwar furchtbare Verluste, aber dadurch, daß die Regierung auch die Fabrik als Reparaturwerkstätte für die Bahn übernahm, wurde er wenigstens vor dem schimpflichen Bankrott und gänzlicher Verarmung geschützt. Schweders und des Oberbauraths Contremannen konnten umsonst etwas ausrichten, als Schweder durch die schwere Verwundung Senkbeil's im Duell, die lange für tödtlich galt, zur Flucht gezwungen wurde. Fast gleichzeitig mit ihm verschwand Wichtel junior, an demselben Tage, an dem sein Vater — am Schlagfluß, wie es offiziell hieß, oder an Gift, wie man munkelte — verstarb. — Der „Tageskorrespondent“ ging in den Besitz von Gandersberg über, und dieser übergab Klose und Lauter die Redaktion. Herr Klose hatte auf seine alten Tage eine Pflegerin gefunden — in der von ihrem Gatten geschiedenen Frau Senkbeil, die sich ihm als die Tochter seiner einstigen Braut zu erkennen gegeben hatte und entschlossen war, das Unrecht ihrer Mutter an dem vielgeprüften Manne nach Kräften wieder gut zu machen. Daß Fritz Lauter Wanda Alster heimführte und in seiner dem Schicksal durch eigene Tüchtigkeit, durch unermüdlige Thätigkeit und sein nie zu beirrendes Rechtsgefühl abgerungenen Lebensstellung ein glückliches, reiche Frucht bringendes Leben begann — werden die Leser gern glauben wollen.

## Von der Gewerbeausstellung in Düsseldorf.

Von Ingenieur W. H. Fabian.

(Schluß.)

Der wichtigste Faktor in dem raschen Aufschwung der Industrie ist die Verwendung der Dampfkraft. Nach Dr. Engel hatte Preußen

im Jahre 1877/78 32411 stationäre Dampfkessel, wovon auf Rheinland 8016 (Regierungsbezirk Düsseldorf 4209), auf Westfalen 4904 (Regierungsbezirk Arnberg 4095), auf Hessen-Nassau 1070 kommen. Rheinland und Westfalen haben somit allein  $\frac{2}{5}$  der Gesamtzahl der Dampfkessel in Preußen. Die Vertheilung der Dampfmaschinen (excl. der Lokomotiven) auf die einzelnen Industriezweige und ihre Zunahme seit 1861 zeigt folgende Tabelle:

	Bergbau-, Hütten- und Salinenbetrieb		Maschinenbauanstalten		Metallische Fabriken aller Art		Spinnerei, Weberei und Appretur		Andere Fabrikzweige		Summa	
	1861	1875	1861	1875	1861	1875	1861	1875	1861	1875	1861	1875
1) Westfalen:												
a. Maschinen ...	216	2626	36	193	210	324	53	264	125	591		
b. Pferdestärken .	12972	138538	352	2657	3412	4932	1612	5783	1937	7955		
2) Rheinland:												
a. Maschinen ...	607	2924	105	349	273	512	338	1409	403	1632		
b. Pferdestärken .	29560	132932	1315	3528	6455	8227	8210	27180	4783	21059		
3) Westf. u. Rheinf.:												
a. Maschinen ...	823	5550	141	542	483	836	391	1673	528	2223	2366	10824
b. Pferdestärken .	42532	271470	1667	6185	9867	13159	9822	32963	6720	29014	70608	352791
Pferdestärken pro Maschine rot. . .	52	50	12	11	20	16	25	20	13	13	30	33

Die übrigen Dampfmaschinen vertheilen sich auf solche zu landwirtschaftlichen Zwecken, für Schneide- und Getreidemühlen und für Transport- und Handelsgewerbe (Schiffsmaschinen u.).

An Windmühlen waren 1875 vorhanden in Westfalen 139 Bod- und 342 holländische, im Rheinland 73 " " 251 "

Die Zahl der Betriebe mit Wasserkraft war in Westfalen . . . . . 2516 mit 27095 Pferdestärken, im Rheinland . . . . . 4463 " 34819 " im Regierungsbezirk Wiesbaden . 1222 " 8037 "

in Summa 8201 mit 69951 Pferdestärken,

was pro Betrieb reichlich  $8\frac{1}{2}$  Pferdestärken ergibt.

Die hauptsächlichsten Industriezweige stellen sich in dem Ausstellungsgebiete, der Anzahl der Menschen nach, welche in ihnen beschäftigt wird, für 1875 wie folgt:

	Bergbau-, Hütten- und Salinenbetrieb	Fabrikation von Maschinen, Werkzeugen u. c.	Metallverarbeitung	Textilindustrie	Papier- und Lederindustrie
Münster . . .	2901	1651	3313	14396	1025
Minden . . .	622	2896	2626	14313	1233
Arnsberg . . .	94087	9325	29144	7928	4244
Koblenz . . .	12262	2119	4605	2904	2670
Düsseldorf . .	50869	9082	33610	108843	6850
Köln . . . . .	8071	6287	6869	9244	4009
Trier . . . . .	30629	2703	6291	2284	1409
Aachen . . . .	16000	3842	7257	26490	4208
Wiesbaden . .	10745	4496	7280	3233	3380
In Summa . . .	226186	42401	100995	189635	29028
In ganz Preußen	361409	174509	246953	441968	98060

Fast alle Gruppen sind auf der Ausstellung verhältnißmäßig gut vertreten, die großen Etablissements der Textilindustrie von Aachen, Dürtscheid, Krefeld, Düren, Hücheswagen, Elberfeld und Lengenberg haben sich indessen nur schwach betheilig; in der Gruppe Land- und Forstwirtschaft verhielten sich die landwirtschaftlichen Centralvereine der beiden Provinzen der Ausstellung gegenüber ablehnend. Darans, daß in Ausstellungsgebiete eine hochentwickelte Industrie herrscht, geht hervor, daß sich im allgemeinen die sozialen Klassengegenstände in schärfster Weise bemerkbar machen, indem das Charakteristinum der modernen Industrie in der Assoziation der Produktivkräfte besteht, unter der Herrschaft des Kapitals. — Rheinland und Westfalen nähern sich in dieser Beziehung bereits den Verhältnissen in England, woselbst der Industrialismus zur höchsten Ausbildung gelangt ist.

So wie die große Dampfmaschine billiger arbeitet als die Kleinkraftmaschinen, so wie es eine vergebliche Mühe ist, eine Kleinkraftmaschine erfinden zu wollen, die mit der großen Maschine zu konkurriren vermag, so arbeiten infolge der räumlichen Akkumulation und der planmäßig auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Thätigkeit eine Anzahl Arbeiter im kombinierten Arbeitstage desgleichen billiger, als wie solches bei der absoluten Vervollständigung einer gleichen Anzahl von Individuen der Fall sein könnte.

Assoziation der Produktivkräfte und räumliche Akkumulation bedeuten an sich „Steigerung der Produktivkraft der Arbeit“ und diesem

ökonomischen Grundgesetze entsprechend schreitet die Entwicklung der Industrie immer rapider fort auf dem Prozesse der Umwandlung der Kleinbetriebe und des Handwerkes — zunächst in den Manufakturbetrieb und von demselben in den der fabrikmäßigen Produktion und des vollendeten Maschinenbetriebs.

In Rheinland und Westfalen wandelt insbesondere der Bergbau bereits nur den Pfad der Großindustrie; annähernd gilt das gleiche auf dem Gebiete der Hüttenproduktion und der Eisenindustrie, sowie der Textilindustrie und da, wo hier wie auf anderen Gebieten der Uebergang noch nicht völlig erfolgt ist, wie beispielsweise in der solinger und remscheider Metallwarenindustrie, ist doch bereits die Umwandlung des Handwerkes zur Hausindustrie vollzogen und ist der Uebergang von derselben zur Fabrikindustrie in Funktion getreten. Nur in den seltensten Fällen, wie beispielsweise in der Weberei des Regierungsbezirkes Aachen, hat sich noch einigermaßen der Handbetrieb erhalten und zwar hier hauptsächlich in gemusterten Stoffen, während die Handweberei in glatten Stoffen auch hier schon völlig von der mechanischen Weberei verdrängt ist.

Hausindustrie, Kleinkraftmaschinen und kombinierte Werkstätten mit Kraftvermischung, sie alle sind lediglich als organische Uebergangsstufen vom alten Handwerk zur modernen Großindustrie zu betrachten, — wer die diesbezügliche Entwicklung bekämpft, bekämpft ein Naturgesetz, sein Erfolg ist die Mystifikation.

Dasjenige Volk aber, welches das Gesetzmäßige und an sich Nothwendige dieses Umwandlungsprozesses der Produktion am ersten konsequent erfasst und dem entsprechend nach neuen Sozial- und Organisationsformen der Arbeit ringt, die der naturwüchsigen Grundlage der Produktion, der Assoziation der Produktivkräfte sich anschließen, — wird vorangehen in dem der Produktionsumwandlung parallel laufenden Umformungsprozessen des Sozialgetriebes und in erster Linie sich den Ruhm eines wahrhaftigen Kulturvolkes erwerben.

Selbst aber in der rein kapitalistischen Form gewähren durch Einführung normaler Arbeitszeiten, hygienischer Grundgesetze, des Haftpflichtgesetzes u. c. und durch Einfluß der Fabrikinspektoren die Großbetriebe und Fabriken den Arbeitern schon besseren Unterhalt und eine normalere Lebensthätigkeit als wie in den oft schreckhaft gestalteten Hausindustriebetrieben, bei welchen jede Kontrolle und Polizeiaufsicht geradezu illusorisch wird und in welcher in elenden Baracken die Aeltern um den kärglichen Lohn nicht nur sich bis weit über die Dauer eines normalen Arbeitstages, sondern auch ihre Kinder zum gleichen schmachvollen Spielballe des die Waaren und Produkte in konzentrierter Weise abgehenden Kapitalisten und Kaufmannes resp. Manufakturherren — stempeln.

Der Universalismus auf dem Gebiete des Transportwesens, der dabei auch völlig dem Großbetriebe durch Einführung der Dampfkraft ergeben ist, zwingt zu einem konzentrierten Marktverkehr, den zu beschaffen nur der Manufakturherr, nicht aber der Einzelhandwerker in der Lage ist; dieser sinkt dabei herab zum bloßen Werkzeuge des ersteren, der infolge der Hungerlöhne und infolge der Ueberanstrengung menschlicher Arbeitskräfte, sowie der Ausnutzung der Weiber- und Kinderarbeit nun das Fabrikat auch billiger herstellt und es so zuwege bringt, daß er eine zeitlang selbst mit der großen Industrie und Maschinenkraft zu konkurriren vermag.

Es gibt aber eine Grenze der menschlichen Spannkraft und wenn diese erreicht ist, schlägt die Stunde der Einführung der Mechanie und es erfolgt nunmehr in beschleunigter Entwicklung die Umwandlung der Hausindustrie in Fabrikbetrieb.

Thatsächlich stellen sich die Verhältnisse so und nicht anders.

Keiner, der es mit den Fortschritten der Kultur und der Gesellschaft ernst meint, sollte sich denselben verschließen und eine unabhängige Würdigung derselben, selbst wenn sie die Verneinung der derzeitigen eigenen Existenz einschließen würde, verwerfen. Nur die volle und klare Einsicht, frei von teleologischem Beigeschmack, kann hier Frucht bringen.

Der detaillierte Nachweis des hier gesagten für die Industrieentwicklung Rheinlands und Westfalens würde zwar zu weit führen, auch fehlt es uns hierfür an genügendem Materiale, aber wenigstens in einem Beispiele, dem alle anderen mehr oder weniger konform sind, sei der Beweis hier erbracht.

Die Entwicklung der Steinkohlenindustrie stellt sich nämlich für Rheinland und Westfalen von 1860 bis 1878 wie folgt:

Jahr	Gesamt-Jahresbeitrag in Centnern	Gesamt-Anzahl der Arbeiter	Gesamt-anzahl der Werte	Durchschnitts-Anzahl der Arbeiter pro Wert	Jahresbeitrag in Centnern pro Arbeiter
1860	135 359 800	46 031	328	140	2938
1878	495 549 942	102 073	242	422	4855

Hieraus resultiert mit Evidenz die zunehmende Konzentration und hiermit in Verbindung die Steigerung der Produktivkraft der Arbeit. Erwägt man noch, daß im Laufe der Jahre auch die humanitären Vorschriften in Bezug auf den Normalarbeitstag verschärft wurden, so tritt der technisch ökonomische Fortschritt in Proportion mit der progressiv zunehmenden Zentralisierung des Betriebes um so lebhafter in die Augen.

Die Leistungsfähigkeit der rheinisch-westfälischen Industrie ist eine verhältnismäßig hohe und das dankt sie neben ihrem natürlichen Reichtume an Erzen und Kohlen, sowie dem ausgedehnten Transportwesen hauptsächlich ihrem ausgeprägten Hange zur Großindustrie.

Daß die allgemeine Geschäftslage in den letzten Jahren eine äußerst schlechte, ist längst bekannt, und daß es in dieser Beziehung auch heute noch nicht besser steht, kann man von neuem auf der Düsseldorf-Gewerbeausstellung studieren. — Wenn nicht die Produktion sehr stark ist, so ist dieses doch desto mehr der Fall mit der Anzahl der beschäftigten Arbeiter und mit der Erzielung des Reingewinnes, über welche letztere Verhältnisse uns in Düsseldorf hauptsächlich die Bergwertsdirektion zu Saarbrücken in musterhafter Darstellung Aufschluß gibt, während wir bei Privatwerken vergeblich nach diesbezüglichen Darlegungen suchten.

**Gottfried Wilhelm von Leibniz (Schluß).** Nach Leibniz' philosophischer Auffassung sind die Hauptepochen in der Entwicklung der Dinge Leben (= Monade) Seele und Geist. Diese sind aber durch eine Reihe von Mittelgliedern verbunden, und als ein Zeitgenosse des Leibniz durch seine Untersuchungen gezeigt hatte, daß sich die Insekten in Rücksicht der Respirationsorgane den Pflanzen näherten, schrieb er: „Indessen finden sich vielleicht noch außerdem Mittelwesen zwischen beiden.“ Hat sich diese nebst ähnlichen an anderen Stellen ausgesprochenen Vermuthungen nicht glänzend bestätigt durch die fast zwei Jahrhunderte später zutage geförderten Resultate der Naturforschung, namentlich Darwins! — Wenn es keine Lücke in der Stufenreihe der Entwicklung zum Vollkommeneren gibt, so kann im Menschen das Reich des Lebens auch nicht seinen Abschluß finden, er müßte denn das vollkommenste Wesen sein. Das ist er aber nicht, denn er ist ein beschränktes Individuum und mit ihm die Stufenreihe unterbrechen hieße das Gesetz der Kontinuität aufheben. Nach Leibniz nimmt der Mensch unter den gesammten Wesen des Alls die Mitte ein und es ist deshalb „auch vernunftgemäß, daß Wesen von vorstehender Kraft unter und über uns sind.“ Vom Menschen aus müßten sich demnach noch eine unendliche Reihe von Wesen bis zur unendlichen Vollkommenheit entwickeln. Ihrer höhern Natur wegen können wir sie uns nur unendlich vorstellen, weshalb auch ein deutliches Erkennen derselben unsererseits nie möglich sein wird. Aber dem Gesetz der Analogie entsprechend, müssen sie vollkommener Individuen, höhere Geister, durchsichtiger Körper, mit einem Wort Genien sein, in die sich vielleicht der menschliche Geist nach der Metamorphose, die man gemeinhin Tod nennt, verwandelt, um in immer höheren Verwandlungen zu immer höherer Vollkommenheit zu gelangen. Der menschlichen Phantasie mag es unbenommen bleiben, auf diesem Felde zu allegorisieren und zu spekulieren, für die Philosophie geht mit den fehlenden klaren Begriffen und konkreten Anhaltspunkten auch das Interesse verloren, sich ernsthaft damit zu befassen. — Der höhere Organismus ist eine Gesellschaft von Monaden, beherrscht von einer Centralmonade. Wenn nämlich die unzähligen Monaden ebenso unzählig verschieden sind, so ist damit ihre höhere und niedere durch ihre Qualität bedingte Organisation gegeben. Das Niedere ist aber dem Höheren stets untergeordnet und es besteht infolge dessen zwischen den niederen und höchsten Monaden das Verhältnis der Unterordnung, welches bei der aufsteigenden Stufenreihe als weitere, nähere und nächste Verwandtschaft erscheint. In der Monade als solcher bildete Seele und Körper eine unmittelbare Einheit, das Verhältnis von Seele und Körper im höheren Organismus ist dagegen nächste Verwandtschaft. Beide Verhältnisse sind sich in der Unterordnung insofern gleich, als im ersten Falle ein Moment dem andern,

im zweiten ein Individuum dem andern untergeordnet ist. Jede höhere Monade muß Centralmonade sein und sie wird umso mehr ihr durch Verwandtschaft nahestehende Monaden um sich vereinigen müssen, je mehr sie in ihrer deutlichen Vorstellung, d. h. in ihrem Körper zu vereinigen im Stande ist. Die dominierende Monade erscheint als die Seele, die subordinierten als der Körper, in Wirklichkeit ist jedoch der früher geschilderte Charakter der den Organismus bildenden einzelnen Substanzen unverändert. Nur die Subordination des Niederen unter dem Höheren und der Affinität des ersteren zum letzteren hat dieses Verhältnis herbeigeführt. Fehlt aber in einer Vereinigung von Substanzen die Centralmonade — was zur Voraussetzung haben muß die Verbindung von beschränkten Individuen — so gibt es keine Unterordnung, Gliederung, sondern nur einen Haufen, dem das Prinzip der wirklichen Einheit gänzlich mangelt. Solche Verbindungen erscheinen uns als unorganische Körper, unter deren sie bildenden Einheiten Koordination herrscht, während die organischen Körper systematische Einheiten sind, deren sie bildenden einzelnen Monaden nach dem Gesetz der Subordination geordnet wurden. — Alle Monaden sind Kräfte, nach dem Gesetz der Analogie herrscht demnach unter ihnen die größte Einformigkeit; sie unterscheiden sich jedoch durch den Grad ihrer Bildungsstufe, woraus sich das zweite Gesetz, das der Kontinuität, also die allmählich aufsteigende Entwicklung, erklärt. Da also Einheit und Mannichfaltigkeit in der Natur herrschen, so herrscht auch Form und Ordnung. Verbindet sich aber die größtmögliche Einheit mit der größtmöglichen Mannichfaltigkeit, so bewirkt dies vollkommene Ordnung oder Uebereinstimmung, d. h. Harmonie. Die harmonische Verbindung der Monaden ist erst möglich durch deren oben erwähnte kontinuierliche Abstufung, welche andererseits in ihrer Verschiedenheit ihren Grund hat. Es sind die „kleinen Vorstellungen“, welche die Lücken ausfüllen und die Sprünge in der aufsteigenden Entwicklung vermeiden. Da aber die einfachsten Einheiten nur ihren Körper vorstellen, so ist es die körperliche Natur der Monaden, aus der die Verschiedenheit resultiert. Leibniz sagt: „Wenn die Dinge frei oder befreit von der Materie wären, so würden sie in demselben Augenblicke losgerissen sein aus dem Weltzusammenhange und gleichsam Deserteure der Weltordnung.“ Damit bezeichnet er die Materie als das Band, welches die Monaden verbindet und als die Bedingung der Harmonie. Aber Leibniz lehrt außerdem noch die prästabilierte Harmonie. Es ist bereits erwähnt worden, daß der Mensch nicht die Reihe der Entwicklung abschließt, sondern daß es außer ihm noch höhere für uns wegen unserer beschränkten und verworrenen Vorstellungen nicht wahrnehmbare Wesen gibt. Jede Entwicklung muß aber einen Abschluß und ein Ziel haben. Strebt jede Monade nach einer höheren, so muß es eine höchste geben. Diese höchste ist Gott. Er ist das Ziel und die Ursache aller Dinge. Tragen die Monaden den Grund ihrer Handlungen in sich, können sie von außen nicht beeinflusst werden, so sind sie dagegen nur durch einen göttlichen Schöpfungsakt entstanden und können auch nur durch Gott vernichtet werden. „Die Monaden sind nach Leibniz von nichts abhängig außer von Gott.“ Hat Gott kraft seiner Allmacht alles geschaffen, so ist dieses infolge seiner Weisheit und Güte auch das beste. „Die Welt ist nicht bloß die bewundernswürdigste Maschine, sondern auch, soweit sie aus Geistern besteht, der beste Staat, der den Geistern die größtmögliche Freude und Glückseligkeit einträgt.“ „Weil Gott diese Welt, so wie sie ist, gewählt hat, darum ist sie die beste.“ Gegen diesen Optimismus ist auch das in der Welt vorhandene Uebel kein stichhaltiger Beweis, denn dieses ist die notwendige Folge der Beschränktheit aller Dinge. Das Wesen des Uebels hat nach Leibniz kein positives, wirkendes Prinzip, sondern besteht vielmehr in dem, was die wirkende Kraft nicht thut. Das Uebel ist ihm eine aus der Existenzmöglichkeit des Alls hervorgehende Macht, die existieren muß, um überwunden zu werden. Er führt deshalb auch des näheren aus, wie alles Ungemach nie im Stande gewesen sei, den Fortschritt zum Guten aufzuhalten und hat die felsenfeste Ueberzeugung, daß der Menschengestalt schließlich die Glückseligkeit der Menschheit erringen werde. Faßt man den Gottesbegriff nicht in dem beschränkten theologischen Sinn auf, so ist auch dieser Theil der leibniz'schen Lehre viel erträglicher, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Sehr gewagt ist es wohl auch nicht, wenn man den Gott mit jammert der prästabilierten Harmonie aus seinem System fortläßt, liegt doch die Vermuthung allzu nahe, daß Leibniz damit nur Rücksicht auf die herrschenden Anschauungen seiner Zeit genommen hat. Strenggläubige Geistliche zu Hannover hielten ihn so schon für einen Atheisten, weil er die Kirche nicht besuchte und das Volk verwandelte seinen Namen in „Löweniz (Glaubensichts)“. Auch die Thatfache, daß seiner Leiche nur sein getreuer Sekretär Eckhart folgte, dürfte beweisen, daß der von allen Seiten mit Ehren überschüttete Mann sehr vielen, namentlich auch seinen hochgestellten Gönnern unsympathisch war. Eine Aeußerung des Chr. Thomafius: „Man hat gesagt, Leibniz werde den Bodin (ein französischer Schriftsteller von ziemlich skeptischer Richtung) herausgeben. . . Hätte er es gethan, so wären noch weniger seiner Leiche gefolgt.“ zeigt nur allzu deutlich auf die Ursachen dieser Antipathie. Das ursprüngliche Dasein der Monaden, ferner der Umstand, daß alle Dinge im Univerfum aus Monaden gebildet sind, dann ihre eminenten Entwicklungsfähigkeit, führen den einigermaßen scharf Denkenden zu so radikalen Schlußfolgerungen und stellen so rücksichtslos das „Ebenbild des Schöpfers“ mit dem unscheinbarsten Wesen auf eine Stufe, daß uns das schließliche Verhalten der Zeitgenossen des Leibniz nur zu erklärlich erscheint. — Als besonders wichtig verdient noch hervorgehoben zu werden das Bestreben Leibniz', die Lage der niederen

Klassen zu bessern. So findet sich in mehreren Denkschriften vom Jahre 1713 der Gedanke der Errichtung einer Kommission „zur Verminderung des Elends und Beschaffung von Nahrung für die Armen.“ In einer andern Abhandlung macht er es der Obrigkeit zur Pflicht, für lohnende Arbeit zu sorgen. Weiter verlangt er, die Gesellschaft solle „Werkhäuser“ errichten, „worin jeder Arme, Tagelöhner, Handwerksgefell u. c. so lange er will, arbeiten kann und dafür seine Kost und etwas Zehrung zum Weitergehen erhält.“ Die Handwerker sollten auf Kosten der Gesellschaft in großen Stuben arbeiten „bei Gesprächen und Lustigkeit.“ Man dürfe nicht befürchten, daß die Leute dadurch faul würden, sie würden vielmehr besser arbeiten, weil 1. ohne Nahrungsorgen, 2. gleichmäßiger, da sie nicht das eine mal zu viel, das andere mal zu wenig Arbeit hätten; auch würde dadurch verhindert werden, daß die reichen Kaufleute die Armen mißbrauchen. Derartige Bestrebungen dürften unserer Meinung nach denn doch den Charakter Leibniz' edler und schöner erscheinen lassen, als dies Dühring darzustellen sich die Mühe gibt. Genannter Gelehrter beliebt nicht allein die bedeutendsten philosophischen Leistungen unseres Autors als Plagiate zu bezeichnen, sondern will auch für seine sonstigen Handlungen den schmutzigsten Egoismus als Triebfeder verantwortlich machen. Dabei finden wir in der verhältnismäßig umfangreichen, in dem bekannten Dühring'schen „kritischen“ Stil abgefaßten Abhandlung über „Die Gelegenheitsphilosopheme Leibnizens“ weder irgend einen glaubhaften Beweis für die erhobenen Anschuldigungen und Anklagen, noch irgend welche Aufklärung über die leibniz'schen Lehren selbst. Mag Leibniz an den Schwächen und Fehlern seiner Zeit gelitten und manchmal menschlich gefehlt haben, er war eben auch nur ein Mensch; daß man ihm weder den genialen Geist noch ein für die Interessen der Menschheit schlagendes Herz absprechen kann, wird unsere dürftige Skizze schon zeigen.

**Johann Joachim Winkelmann.** (Schluß.) Etwas wohler wird Winkelmann geworden sein, als er nach zwei Jahren die Universität verließ und als Erzieher für Geschichte und Philosophie des ältesten Sohnes ins grolmann'sche Haus nach Osterburg berufen wurde. Angenehm war dort der Aufenthalt — dies wird auch von andern erzählt — durch die geistreiche und liebenswürdige Frau Grolmann, welche in den von dem zahlreichen Adel der Umgegend besuchten Abendzirkeln den Mittelpunkt bildete. Sie sprach das Französische, Italienische und Englische sehr geläufig und war auch in der französischen Literatur gut bewandert. Hier trat Winkelmann auch zum erstenmale französische Bildung in einer Weise entgegen, daß sich nichts dagegen sagen läßt. Hier mochte er aber auch zum erstenmale fühlen, daß sein Mangel an Kenntniß der neueren Sprachen und Literatur in seinem Wissen eine Lücke sei, die er unbedingt ausfüllen müsse und diese Erkenntniß mag ihn zum Besuch der Universität Jena bestimmt haben, wo er Medizin und in Verbindung mit dieser Mathematik und neuere Sprachen studiren wollte. Nach einjährigem Aufenthalt in Osterburg verließ er diesen Ort in der ersten Hälfte des Jahres 1741. In Jena mußte er wiederum seine Subsistenzmittel durch Stundengeben erschwingen, hatte also nicht viel Zeit, um Vorlesungen zu hören, er „hatte kaum Zeit aufzuathmen.“ In den neueren Sprachen scheinen sich seine Hoffnungen nicht erfüllt zu haben, denn er lernt erst später mühsam die Aussprache des Englischen und ist mit den Anfängen des Italienischen beschäftigt. Dagegen beschäftigt er sich fleißig mit Mathematik und auch für die Medizin war ihm durch tüchtige Lehrkräfte Gelegenheit zum Studium gegeben. Die Universität verließ er ohne Disputation, Dissertation und ohne einen akademischen Grad erlangt zu haben. Aber eines unternahm er noch, die damals noch übliche akademische Reise. Man ist sich nicht darüber klar, ob er dieselbe 1740, oder wie Paasgow meint, später von Habmersleben aus angetreten habe. Justi nimmt an, daß er sich nach der jenaer Studienzeit auf den Weg gemacht. Sicher ist, daß er sich in Halle bereits darauf vorbereitet; er erschien dort im letzten Winter oft auf dem Rathsflecker und ließ sich von vielerleuten Bürgern von ihren Wanderungen erzählen, zeichnete sich mehrere Routen nach Paris auf, verkaufte seine Bücher und Sachen und schaffte sich aus dem Erlös einen kapuzinergrauen Rock, gute Stiefeln, Wäsche und den rhyssel'schen Katalog, der alle bekannten wissenschaftlichen Werke — der bis dahin erschiene Theil umfaßte die Philologie — enthielt. Er wollte jeden Abend ein Kloster zu erreichen suchen, wo er freies Quartier zu finden hoffte, vorgehend, daß er, um seine Religion zu ändern, nach Rom reise. Der eigentliche Zweck seiner Reise war aber die großen Bibliotheken, sowohl unterwegs als in Paris, kennen zu lernen. Der Plan wurde jedoch dadurch vereitelt, daß man ihn in kein Kloster aufnahm, weil er äußerlich nicht den Eindruck eines Hülfbedürftigen machte und ihn ferner der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland unweit Frankfurt zur Umkehr zwang. Man erzählt zu dieser Affaire noch eine Anekdote, W. wollte, bevor er in Fulda eintrat, sich seine Kleider in Ordnung bringen und den Bart scheren. Als er das Messer erhebt, hört er hinter sich einen Schrei und sieht beim Umwenden eine Dame in einem Wagen sitzend, ganz erschreckt, weil sie glaubte, er wolle sich das Leben nehmen. Nachdem er ihr jedoch sein Vorhaben und dessen Ende erzählt, nöthigt sie ihm ein Geldgeschenk auf. Ob sich dies in Wirklichkeit so verhält, ist nicht sicher, wahr ist aber jedenfalls, daß unser Held ohne Geld wieder in Halle ankam. Hier hat er erst die Absicht, nach Berlin zu gehen, erhält dann aber eine Stellung als Er-

zieher beim Oberamtmann des magdeburgischen Domkapitels zu Habmersleben bei Halberstadt. Zwischen ihm und seinem Jüngling, dem jungen Lamprecht, bildete sich sehr bald ein enges freundschaftliches Verhältnis, welches Winkelmann so seßelte, daß er selbst bessere Stellen ausschlug. Dann lernte er hier auch einen Herrn von Hanses, früheren dänischen Gesandtschaftssekretär zu Paris, kennen und schätzen. Von besonderm Werth für ihn war jedenfalls dessen große französische Bibliothek, welche namentlich historische Werke umfaßte, was zur Folge hatte, daß W. sich mit großem Eifer dem Studium der modernen Geschichte hingibt. Ost reiste er auch zu Fuß nach Halle hinüber, um irgend eine Stelle in einem gelehrten Werke nachzuschlagen. Unter dessen hatte er jedoch einen einflußreichen und edlen Freund gefunden, der sich seine Zukunft angelegen sein ließ. Es war dies Fr. Rud. Nolte, seit 1740 Generalsuperintendent der Altmark. Bei seinem Wegzuge nach Sachsen stellte ihm dieser das Zeugniß aus, „daß man ihm in diesem Lande (Preußen) den seiner mehr als gemeinen Kenntniß würdigen Lohn nicht habe bieten können.“ Jetzt hatte er ihm zurzeit eine Stelle in dem unweit Stendal liegenden Arneburg zugeeignet. W. soll dort jedoch schulmeistern, Orgel spielen, vorsingen und predigen. Er dachte jedoch viel zu bescheiden von sich, als daß er sich der dazu gehörigen Kräfte bewußt gewesen wäre und lehnte ab. 1741 hatte man ihm bereits die Stelle als Konrektor in Seehausen vergeblich angeboten, jetzt war sie wieder unbesetzt, er bewirbt sich darum und erhält sie auch, nachdem seine Gönner, darunter auch Boyen, der bis dahin die Stelle versehen hatte, für ihn gesprochen haben. Letzterer schildert den Zustand W.'s in keineswegs glänzender Weise; schlecht gekleidet, von kümmerliger Gestalt u. dgl. Genug, 1743 tritt er seine Stelle an und damit zugleich eine Periode seines Lebens, welche er die dunkelste nannte.

Eine ausführliche Darstellung des nun folgenden Theiles von W.'s Leben behalten wir uns, um den uns zugewiesenen Raum nicht allzusehr zu überschreiten, für später vor. W. starb durch Mordanschlag am 8. Juni 1768.

**Am Henkersteg zu Nürnberg.** (Schluß.) Nürnberg ist aber auch mit seinen Unterrichtsanstalten schon vor der Reformation anderen deutschen Städten von Bedeutung vorangeschritten. Melancthon errichtete hier im Jahre 1526 ein Gymnasium und 49 Jahre später gründete hier die erste protestantische Universität für Süddeutschland, die unter andern das Recht besaß, Dichter zu krönen. Aber nicht allein den Wissenschaften opferte die strebsame Stadt, auch dem Schönen huldigte sie und denen, die es schufen. Unmittelbar in die Zeit der Reformation fällt die höchste Entwicklung der Nürnberger, und damit wohl auch der deutschen Kunstblüthe, in Italien Cinquecento, in Frankreich Renaissance genannt. Der Maler Albrecht Dürer und sein Lehrer M. Wohlgemuth, der Erzgießer Peter Vischer und seine Söhne, Labenwolf, der Bildhauer Adam Kraft, der Bildschnitzer Veit Stoß, der Goldschmied Wenzel Jamnitzer — fast alle waren Zeit- und Kunstgenossen einer Stadt, die weder einen fürstlichen, noch einen bischöflichen Hof besaß, ein Beweis, daß der Genius der Künstler zum Schaffen weder der Gunst des Szepters, noch der des Krummstabs bedarf. Der 30jährige Krieg, für Deutschland eine Kette von Leiden, deren Nachwehen bis auf unsere Tage herauf geblieben sind, führte Nürnberg's Verfall herbei. Von 1599 bis 1699 fiel die Bewohnerzahl von 100000 auf 20000 herab. Auch durch die folgenden Jahrhunderte zehrte die Stadt von dem Ruhme der Vergangenheit und fristete ein kümmerliches Dasein. Der Senat spreizte sich im lächerlichen Uebermuth und das Volk äßte französische Manieren nach. Dazu kam, daß jeder vorbeiziehende Heerführer der alternden Schönen einen Aderlaß in Gestalt einer Kriegsentzündung verschrieb, so z. B. der französische General Jourdon 1,529,651 Gulden. Ein österreichischer General leerte die Zeughäuser und andere plünderte die Kirchen, öffentliche Kunstschätze, ja sogar Stiftungen mit Wittwen- und Waisengeldern. Das waren die Segnungen des Erbfolgekrieges, welche der Herrlichkeit der alten Noris den Garauz machten. Der Senat wollte die Selbständigkeit der Stadt um jeden Preis los werden und bot sie dem Könige von Preußen an, aber dieser lehnte das bedenkliche Anerbieten, welches seinen Haushalt mit 10 Millionen Gulden Schulden belastet hätte, ab. Im Jahre 1806 übernahm Bayern das Donarergeschenk und hat sein Redliches gethan, die „schönste Perle“ effeltvoll in die Wittelsbacher Krone zu fassen. Der goldene Hauch der Kunst, der sonst Nürnberg und das, was in ihm hervorgebracht wurde, mit seinem veredelnden Schimmer überzog, ist zwar längst von dem Qualm der Fabriken verdunkelt, aber dafür wurde das moderne Nürnberg ein Knotenpunkt der Dampferverkehrswege, der neuerdings seine hunderttausend Bewohner beherrbergt. — Da die alten malerischen Befestigungswerke Nürnberg der Zerstörungswuth der Neuzeit bald zum Opfer fallen werden, so beilehen wir uns, ein Prachtstück der Ringmauer, welche noch heute den Umfang der alten Stadt bezeichnet, im Bilde den Lesern vorzuführen, bevor sie von dem Schicksal ereilt wird. Zum Unterschied der äußeren Umwallung, die im 14. Jahrhundert errichtet wurde und bis zum Jahr 1866 als Festungswerk im modernen Sinne galt, gibt es noch ansehnliche Reste einer inneren Ummauerung, die im 12. Jahrhundert angelegt wurde. Die beigegebene Abbildung zeigt einen solchen Rest dieser älteren Befestigung Nürnberg's, und zwar den Theil am Ausfluß des Pegnitzflusses. Von den ursprünglich vorhandenen drei Thürmen, deren mittelster auf einer Insel steht, haben sich nur noch zwei erhalten. Die Dächer derselben sind nicht mehr die ursprünglichen.

Diese Thürme sind durch Schwibbogen miteinander verbunden, auf welchen der über die beiden Flußarme laufende Wehrgang ruht, von welchem aus die Armbrustschützen in gedeckter Stellung dem Ansturm wehren konnten. Der ursprünglichen Eigenschaft als Festungsobjekte verlustig, dienten die Thürme später zu Gefängnissen. Diese ganze Partie, bei allen Malern und Alterthumsforschern wohl bekannt, heißt Am Henkersteg, weil in der Nähe des rechts im Vordergrund sichtbaren Stegs, welcher den Trödelmarkt mit dem Unschlittplatz verbindet, ehemals der Henker wohnte. Das Privathaus auf der linken Seite, ein malerischer Holzbau, ist interessant als Typus der alten Wohnhäuser Nürnbergs, deren Erdgeschloß aus Sandstein, deren obere Stockwerke aber in Mauerwerk aus Holz hergestellt waren. Die beiden spitzen Thürme im Hintergrunde gehören der Sebalduskirche an, deren Innerer Skulpturen von Adam Kraft, Glasmalereien von Veit Hirschvogel, Bilder von Dürer und Hans von Kulmbach, Schnitzereien von Veit Stof, aber wohlgerne, auch das Sebaldusgrabmal birgt, das höchste Heiligthum deutscher Kunst jener Zeit, ein Meisterwerk des berühmten Erzbildners Peter Vischer, der es mit fünf Söhnen nach dreizehnjähriger Arbeit 1519 vollendete.

**Das bei Sandefjord in Norwegen ausgegrabene Wikingschiff.** (Bild Seite 624.) Wir haben den Lesern der „N. W.“ von den Bewohnern der Pfahlbauten, den ersten Schiffen des Süßwassers, und von den Phöniziern, den ersten Bezwingern der Salzfluth erzählt, und auch schon der Normänner als der ersten Entdecker Americas erwähnt, aber das bei Sandefjord in Norwegen im Laufe dieses Sommers ausgegrabene Wikingschiff, welches unser Bild darstellt, bestimmt uns, noch einmal auf die Normänner, das erste seefahrende Volk im Mittelalter, das aber auch schon in der Ur- und Vorzeit mächtig in die Geschichte unseres Erdtheils eingriff, zurückzukommen. Das Leben dieser ältesten unserer Vorfahren, wie ihre Schiffe eingerichtet waren, welchen Beschäftigungen sie darin oblagen, auf welche Weise sie sich ernährten, sich wehrten und wie sie im Kampfe ums Dasein fortschreitend sich entwickelten — das sind Fragen, deren Beantwortung in alten Pergamenten vergebens gesucht würde, denn in jenen Tagen roher Thatkraft gab es keine Geschichtsschreiber, weil das Schreiben damals eine unbekannte Sache war. Zum Glück gibt uns das bei Sandefjord aufgefundenen Wikingschiff, welches die Erde über tausend Jahre in ihrem Schoße geborgen hat, Aufschluß darüber. — Solche Schiffe, in denen sich die Wikinger begraben ließen, und die, mehrere Meter hoch mit Erde bedeckt, Hünengräber heißen, sind bereits früher aufgefunden worden, so im Jahr 1863 bei Nydam in Schleswig und 1867 zu Tuno in Norwegen. Was dem jüngsten Fund bei Sandefjord in Norwegen ein besonderes Interesse verleiht, ist, daß das Schiff nicht allein viel größer und besser erhalten ist als jene, sondern daß es auch eine Menge von ziemlich gut erhaltenen Gegenständen in sich birgt, welche Aufklärung über das Leben und die Sitten der alten Normannen zu geben vermögen. Vom Vorder- bis zum Hintersteven hat das Fahrzeug 75 Fuß Länge. Das Gerippe desselben besteht aus 20 Spanten; nimmt man an, daß bei der vordersten und hintersten Spante keine Riemen (Ruder) gewesen sind, so ergibt sich, daß das Fahrzeug wahrscheinlich durch 36 Ruder vorwärts getrieben worden ist. Verglichen mit unseren schwimmenden Hotels, die mit allen Annehmlichkeiten des Lebens zur Ueberfahrt nach Amerika und Australien ausgerüstet sind, und den Tod und Verderben speienden und eisengepanzerten Kriegsschiffen ist unser Wikingschiff eine zerbrechliche Kuschale, deren Gefährlichkeit nur der Umstand erweist, daß es damals keine Strandbatterien gegeben hat, so daß ein normännischer Pirat, wie uns französische Chronisten berichten, ungehindert aus dem Kanal La Manche die Seine hinauf bis Paris segeln konnte. Ähnliche Raubfahrten werden vom Rhein, der Weser und der Elbe gemeldet. Der Sachsenspiegel (III, 44) und die Vorrede zur Sage Hylsaginning bestätigen die normännische Einwanderung im nordwestlichen Theil Deutschlands, die ebenfalls nach Seeräuberart bewerkstelligt wurde. Doch kehren wir zu unserm Schiffe zurück. — Daß die Wikinger die Arbeit der Ruderer durch Segel unterstützten, beweisen die Bruchstücke der Masten. Die Mitte des Schiffes wird von dem Block ausgefüllt, in welchem der Mast angebracht war. Letzterer hat nach hinten niedergelegt werden können; derselbe ist ziemlich schwer, in einer Höhe von 3 Fuß mißt er 3 Fuß im Umkreis; das untere Stück, welches an seinem Plaze stand, hatte eine Höhe von fast 11 Fuß. Das obere Stück, welches abgehauen im Fahrzeug lag, mißt 32 Fuß; falls kein Zwischenstück fehlt, ist die ganze Höhe des Mastes etwa über 30 Fuß gewesen, was im Verhältniß zur Länge des Schiffes (75 Fuß) nicht viel ist; wahrscheinlich fehlt jedoch

ein Zwischenstück. Interessant ist, daß vor dem Mastenblock die Ueberreste einer Spille (Winde) aufgefunden worden sind, welche ohne Zweifel dazu verwendet worden ist, den schweren Mast zu heben und zu senken. Vor dem Hauptmast lag unter anderm ein kupferner Kessel von der Größe einer halben Tonne, mit zwei großen Traghenkeln; ferner stieß man auf ein großes Gefäß aus Holzstäben, wahrscheinlich ein Wasserfaß, dann auf einen zusammengelöteten eisernen Kessel von ganz ausgezeichneter Arbeit sowie eine Menge Holzgegenstände. Von den letzteren sind besonders erwähnenswerth einige eigenthümliche Einrichtungen von Manneslänge, die vielleicht als Bettstellen dienten. Die Dalekarler, die ältesten Bewohner der skandinavischen Halbinsel, deren braune Haare und Augen auf ihre keltische Abstammung schließen lassen, sind hochbeanlagte Holzschmitzer. Unter den vielen geschnitzten Holzstücken, die man auf dem Wikingschiff gefunden hat, befinden sich ein Paar breite Planken, deren Schnitzereien mit mehreren Farben in der Weise bemalt sind, wie es die Dalekarler noch heute thun. Ein geschnitztes Stück, welches vielleicht eine Ruderpinne gewesen ist, endet in einem Thierkopf. Ferner sind zierliche Trinkellen mit kurzen geschnitzten Handgriffen zu erwähnen. Hinter dem Mast befindet sich eine 5 Ellen lange Grabkammer, wie ein Satteldach geformt, dessen Rücken sich in der Richtung der Langseite des Fahrzeuges erstreckt. In der Grabkammer sind mehrere Menschenknochen, einige kleine Gegenstände aus Eisen und etwa ein halbes hundert Beschlüge von zum Theil ausgezeichnete Arbeit gefunden worden. Die letzteren zerfallen in zwei Klassen, die eine erhält Stücke aus massivem vergoldeten Silber, die andere aus vergoldeter Bronze; in jeder Klasse scheinen die Beschlüge wieder zwei Gattungen zu bilden, eine größere und eine kleinere, zu Gürtel- und Reitzeug gehörend. Die silbernen Beschlüge sind ziemlich einfach ornamentirt, mit eingravierten Kreisen, geometrischen Motiven und in den Ecken Portraits en face. Da sich das Material der „unterirdischen Geschichtsforschung“ von Tag zu Tage durch neue Funde mehrt, haben die Alterthumsforscher die Kunstergewinne bereits in Stilarten eingetheilt, welche sie nach ihren Fundorten benennen. Die in Sandefjord erhaltenen Bronzebeschlüge gehören dem vom Fund in Borre bekannten prächtigen Stil an, mit eigenthümlichen Thiermotiven und Arabesken. Besonders hervorzuheben ist ein Paar der kleineren Beschlügestücke; es sind zwei Beschlüge in je zwei Typen durchbrochener Arbeit. Die eine stellt eine ganze Thierfigur mit rückwärts gebeugtem Kopf dar, die andere einen Reiter auf galoppirendem Pferd; der Reiter hat seine Lanze zum Angriff ausgelegt, und die Arbeit ist so fein ausgeführt, daß sich trotz der geringen Größe Sattel und Brustriemen des Pferdes und die Kleidung des Reiters deutlich unterscheiden lassen. Dieses Stück ist eine der besten Metallarbeiten, die man aus der Heidenzeit im Norden kennt. Das Schiff mit Inhalt ist, in zwei Theile getheilt, von seinem Hünengrab in die Hauptstadt Norwegens, nach Christiania, transportirt und im Garten der Universität aufgestellt worden.

Dr. M. T.

**Die Leichenkaravane.** Noch unheimlicher und düsterer, als die Nacht, welche über unser Bild (Seite 625) zu lagern beginnt, ist der durch die öde Ebene sich langsam und stumm fortbewegende Zug. Die verüllten Gesichter der Führer, das seltsame Gepäd der Lastthiere lassen uns auf den ersten Blick erkennen, daß es der Feind alles Lebendigen und doch zugleich die Vorbedingung des Lebens, der Tod ist, der hier die Bürde abgibt. — In unserer nüchternen, realistischen Zeit zuckt man wohl manchmal die Achseln über unsere unpraktischen Altvordern, die vor tausenden von Jahren alles anwandten, um die Leichen der geliebten Angehörigen zu konserviren, und kolossale Bauwerke auführten, in denen die körperlichen Reste von besonders geehrten Personen den kommenden Geschlechtern aufbewahrt wurden. Es ist eben jene unsere Vorfahren auszeichnende und durchaus erklärliche und entschuld bare Naivetät, welche der Pietät diese Opfer brachte, ein Spiel der menschlichen Phantastie, mithervorgegangen aus der Rathlosigkeit, in der sich der Mensch befand gegenüber den ihm unerklärlichen Naturgesetzen. Ist es nicht heute noch so? Und wird es nicht immer so sein? Glaubenswahn ist es übrigens, der unsre Karavane durch die verlassenen Gefilde früherer Herrlichkeit treibt, nach jenem südlich von dem alten Babylon und Nimveh liegenden Grab des Kalifen Ali ben-Abi-Taleb, des Schwiegersohns Muhameds und Begründers der Sekte der Schiiten. Zur Lebenszeit wallfahrend nach dem Grabe ihres Propheten, machen sie jetzt die letzte Reise, um an dem Ort, wo die Gebeine des Stifters ihrer Religion ruhen, den ewigen Schlaf zu schlafen. Man erzählt, daß jährlich ganze Schiffsladungen von Leichen über das Kaspiische Meer gebracht würden, unterwegs und am Ort ihrer Bestimmung, unterstüßt durch die sumpfigen Niederungen, die Pest verbreitend. art.

Inhalt. Idealisten, von Rudolf Lavant (Schluß). — Irrfahrten, von L. Rosenbergs (Schluß). — Eine Nacht in der Payerhütte auf dem Ortler, von Dr. F. E. W. — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Schluß). — Von der Gewerbeanstaltung in Düsseldorf, von Ingenieur W. H. Fabian (Schluß). — Gottfried Wilhelm v. Leibnitz (Schluß). — Johann Joachim Winkelmann (Schluß). — Am Henkersteg zu Nürnberg (Schluß). — Das bei Sandefjord in Norwegen ausgegrabene Wikingschiff (mit Illustration). — Die Leichenkaravane (mit Illustration).

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.

Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.